

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Allerlei zur Unterhaltung und Belehrung in Scherz und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-342838](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-342838)

Allerlei zur Unterhaltung und Belehrung in Scherz und Ernst.

Des Menschen Loos.

Alles Glück ist — Täuschung nur hienieden, —
Leiden ist des Sterblichen Beruf.
Selbst der Tugend ist nur Schmerz beschieden,
Weil der Herr sie für den Himmel schuf. —
Traue nie dem Lächeln des Geschickes;
Alles Irdische ist leerer Schein:
Aus dem Schooße eines stillen Glüdes
Reißt uns oft der Leiden herbste Pein. —
Poche nicht auf Tugend und Verdienste:
Sie verhalten wie der Schall im Wind,
Weil der Neid und seine feilen Rünste
Die Verfolger alles Guten sind. —
Erst im Grabe wird der Bahn entschwinden,
Der die ird'sche Brust gefangen hält;
Drüben erst wirft Du die Lösung finden
Von den Räthseln dieser dunklen Welt. —
Drum, o Mensch! genieß für jetzt die Freuden,
Die des Vaters hohe Weisheit schuf;
Auf zu ihm erhebe Dich im Leiden,
Denk' an Deinen göttlichen Beruf;
Denn hienieden ist des Menschen Glück
Täuschung nur — und Leiden sein Geschick. —

Sonderbare Schicksale einer Familie in Schwaben.

(Eine wahre Geschichte.)

In der schwäbischen ehemaligen Reichsstadt Aalen, wo zwischen Bergen, Eichwäldern und dem von Fischen wimmelnden Kocher, drei — bis viertausend gesunde, knochenfeste, zwar etwas rauhe jedoch biedere, altdeutsche Menschen wohnen, lebte vor ungefähr sechzig Jahren, ein ehrfamer Bürger Namens: Simon. — Er hatte das Glück eine etwas bessere Erziehung zu genießen, als die meisten seiner damaligen Mitbürger, ging als Tuchmacher-geselle auf die Wanderschaft, und ließ zu Leipzig und Berlin die noch ungeschliffenen Ecken seines

rohen heimatlichen Charakters etwas glätter feilen. So kam er zurück in seine Vaterstadt mit gut geschliffener Zunge, und einer Leselust, welche er von Berlin mitbrachte, die damals in Aalen etwas unerhörtes war. — Er verheirathete sich vorthellhaft, arbeitete fleißig, und stahl dem Wirthshause die müßigen Stunden welche ihm übrig blieben, für seine Liebhaberei, das Lesen, ab. Er war dabei kein Sonderling, sondern lebte freundlich und ordentlich mit Jedermann. —

Sein Weib gebar ihm drei Kinder; zwei Knaben und ein Mädchen. Die Knaben nannte er, nach damaliger Sitte, nach den heil: drei Königen, Kaspar und Balthasar; das Mädchen aber Urschel; denn die meisten Bürgerstöchter in Aalen hießen damals Urschel, Bärbel oder Kättel. —

Der stattliche Bürger Simon zeichnete sich auch bald vor Andern so sehr aus, daß er einstimmig zum Rathsherrn erwählt wurde. Auch hier handelte er weißlich, half mit Rath und That wo er nur konnte, und war redlich und unbestechlich. — Seine beiden Söhne ließ er gut unterrichten, sie auch, nächst dem Christenthume, und außer dem Lesen, Schreiben und Rechnen, noch Latein und Musik lernen, so, daß dieselben bald der Ausstich dortiger Jugend waren. Simon schien nun im Schooße des Glüdes zu sitzen: er hatte ein eigenes Haus, einen Kramladen, der gut ging, Gärten, Acker und Wiesen, dabei auch den Ruf eines ehrhaften, biedern Reichsbürgers. Er war im Besitze eines liebenden, bildschönen Weibes, hatte drei hoffnungsvolle Kinder, und nichts schien sein Glück mehr stören zu können. —

Allein das Schicksal hatte es anders beschlossen. Eine unheilswangere Gewitterwolke schwebte über ihm. Schwarz und drohend hing sie über seinem Haupte; sie zerplagte und — ach! jede Aehre seiner goldenen Glückseligkeit wurde in diesem fürchterlichen Hagelstürme zertrübt und zermalmt. — Ganz klein und unmerklich begann sein und der Seinigen Unglück und endigte sich gräßlich. —

Er wollte gerade in seinem Hause etwas bauen

lassen, und da wurde Mörkel vor der Thüre ange-
macht. Ein Schustersjunge, der Pech melcher ge-
nannt, zerstörte im jugendlichen Muthwillen die
Einfassung des abgelassenen Kalkes. Simon sah's,
und gab dem Jungen ein Paar derbe Ohrfeigen. —
Der Junge sann aber auf Rache. — Derselben
Abends lehnte sich Simon gemüthlich mit einer ge-
selligen Tabakspfeife an ein Fenster seines untern
Wohnzimmers. Nisch! flog ein Ziegelstück mit
zersplitterten Scheiben ihm in den linken Schlaf, und
bütig und bewußtlos stürzte er zur Erde. — Nach
wenig Stunden starb er. — Dies war der e r s t e
U n g l ü c k s s c h l a g. —

Der Junge, dessen ganze Rache nur das Fen-
stereinwerfen, nicht aber den Mord, zum Ziel hatte,
wurde auf sechs Jahre für diese That nach Ludwigs-
burg ins Zuchthaus abgeführt.

Mann untersuchte nun die häusliche Lage und
Vermögensumstände dieses Mannes, und fand ihn,
gegen alles Erwarten weit über sein Vermögen ver-
schuldet. Der Gant brach aus, und die Gerichte
verkauften und verfeigerten all seine Haabe. Seine
hinterlassene Familie wurde dadurch aus dem behag-
lichsten Wohlstande herausgerissen, und in die äußer-
ste Armuth versetzt. Schande, Mangel und Noth,
ja gar Verachtung ward ihr Loos. — Dies war der
z w e i t e U n g l ü c k s s c h l a g. —

Die Wittive, ein Weib von Bildung und hoher
liebender Schönheit, mietete sich ein dunkles
einsames Stübchen, wo Kummer und Elend um ihre
Kunkel schwebten, und bittere Thränen oft den Faden
nekten, der mühsam unter ihren zarten Fingern sich
bildete. Schande, Mangel und die bitterste Noth
brachte sie zur Verzweiflung und zum Selbstmorde,
weßhalb ihr Körper, nach den damaligen barbari-
schen Gesetzen auf den Schindanger, unter dem Gal-
gen eingescharrt wurde. — Dies war der d r i t t e
U n g l ü c k s s c h l a g. —

Die beiden Söhne, Kaspar und Balthasar,
verließen bald darauf mit einer Gitarre und einer
Geige versehen, um mit Muskmachen ihr Brod zu
verdienen, ihre Vaterstadt, wo ihr Name durch das
verhängnißvolle Schicksal so verächtlich gemacht wor-
den war, und zogen in die Fremde. Ihre Schwester
Ulrichel begab sich nach Stuttgart, wurde hier
krank und starb bald darauf im Krankenhause. —
Das war der v i e r t e U n g l ü c k s s c h l a g.

Kaspar und Balthasar aber durchzogen mittler-

weise ganz Deutschland, fiedelten und saugen Volks-
lieder vor den Häusern, nährten sich auch, je nach
Umständen, köstlich.

So kamen sie auch eines Tages nach Baiern.
Als sie eben durch einen mit dichten Gesträuch be-
wachsenen langen Eichwald zogen, trafen sie unvor-
muthet auf eine im Dickicht gelagerte wilde Horde
Raubgesindel, welches um mehrere Feuer herum ge-
lagert war, und sich mit Essen und Trinken gütlich
that. — „Wo hinaus? ihr verdammten Räder!“
brüllte sie ein bärtiges Hammelsgesicht an. „Hier-
her! ihr dürst nicht weiter.“ —

Zitternd und furchtsam gebückt kamen die Jun-
gen Musikanten herbei, und beichteten mit schwäbi-
scher Offenherzigkeit Alles was man von ihnen wis-
sen wollte. Hierauf mußten sie den Gaunern, auf
ihr Verlangen, Musit machen, und ein Paar Gaf-
senhauer vorfingen, wobei die infernalische Schaar
vor Fremden bacchantisch aufsauchzte. —

„Bleibt bei uns! sollt's gut haben!“ brüllte der
Anführer im gränlichsten Basse. — Und sie blieben.
Mit verbundenen Augen wurden sie nun in eine
unterirdische Kluft, die Wohnung dieses Raubgesin-
dels, eingeführt, wo auch der Diebsraub aufgehäuft
war. | Dort fröhnte man allen nur ersinnlichen
Lustern; Zugend, Scham und Gewissen wurden mit
teuflicher Freude unter die Füße getreten. — Kaspar
und Balthasar zitterten und bebten unter diesem
Gaunergesindel, wie die Tauben in der Gesellschaft
der Geier. —

An Essen und Trinken gebrach es den armen
Jungen nicht. — Eines Abends trat der Anführer
der Räuberbande zu ihnen, und sprach: „Kommt,
Jungens! ihr sollt heute eingeweicht werden in un-
ser Handwerk, zu Galgen und Rad!“ — Und
zitternd und schauernd folgten gezwungenermaßen
die armen Jünglinge der schrecklichen Räuberschaar
hinaus in die schwarze Nacht. —

Vor dem kleinen Schlosse eines reichen Land-
edelmannes wurde Stillstand gemacht, und eine
Leiter angelehnt.

„Steig hinauf, Kaspar!“ sprach der Anführer,
„schlüpf durch's Gitter, erbrich mit diesem Dietrich
eine links stehende eiserne Gelbflisse, nimm das Geld
heraus, und lange es mir; ich haare deiner auf der
Leiter vor dem Gitter.“ —

Und hinauf stieg der arme Kaspar, schlüpfte
durch's Gitter, und stand endlich mit seiner mitgez-

brachten Diebslaterne mitten in dem weiten Schlaf-
stümmel. Aber blitschnell stand auch der Gedanke:
Straßenraub, Einbrechen, Steh-
len, Mord — und am Ziele das fürchterliche
Hochgericht vor der Seele des noch unver-
dorbenen Jünglings, und: „Geist meines Vaters!“
rief er inbrünstig aus, „wo bist du? Schutzengel!
hast du mich verlassen? — Nein, sein Schutzengel
hatte ihn noch nicht verlassen. Bei den ihm empör-
torendenden Haaren ergriff er ihn, schleppte ihn zum
Zimmer hinaus, und schrie laut aus ihm: „Auf!
auf! wor hier schläft; Räuber und Mörder sind hier,
und bedrohen euer Gut und Leben.“ —

Der Herr des Schlosses, ein durch Krieg und
Jagd abgehärteter Mann, fuhr eiligst auf aus dem
Bette, griff geschwinde nach seiner Doppelflinte,
weckte in aller Stille seine Dienerschaft, welche mit
Waffen zur Hülfe herbeirannten, schoß persönlich
den am Gitter lauern den Räuber vor den Kopf,
daß er rücklings die Leiter hinunter stürzte. Die
Räuber flohen, da sie ihren Führer todt sahen,
und zogen sich, mit dem nun ganz verlassenen
Balthasar wieder in ihre Worbhöhle zurück.

Im Schlosse war nun mitlserweile auf den
Schuß und Lärm, Alles wach geworden, und zu
des Edelmannes Hülfe herbeigerannt. Kaspar fiel
nun zu den Füßen dieses Edeln, bat ihn um Gnade,
und entdeckte ihm den ganzen ruchlosen Räubersplan.
„Du hast mich vom Untergange gerettet,“ sprach
dieser edle Mann; „ich bin dir dafür Dank schuldig.
Sei ruhig, du bleibst nun bei mir; ich werde für dich
sorgen.“ Einige Monate blieb Kaspar in dem be-
haglichsten Wohlstande bei diesem Edelmann, wel-
cher ihn immer lieber gewann, je mehr er ihn ken-
nen lernte, und es schien, als wenn ihm das Glück
durch eine lebenslängliche Versorgung wieder zu-
fließen wollte. — Allein das tückische, unerbittliche
Schicksal war noch nicht müde, ihn zu verfolgen. —
Sein Wohlthäter stürzte auf einer Parforce-Jagd
von Pferde, und starb gleich darauf in Folge dieses
Sturzes. — Mit dem wenig da Ersparten mußte
nun Kaspar neuerdings in die weite Welt hinaus,
sein Schicksal zu suchen. —

Nach mancherlei Irrfahrten kam er zuletzt auch
nach Holland, gerieth dort unter die Seelenverkäuf-
fer, und wurde zu Schiffe nach Batavia abgeführt.
In dieser Zwischenzeit gewöhnte sich Balthasar all-
mählig immer mehr und mehr an das wilde Räu-

berleben. Er stahl, mordete, und machte sich durch
seine Gräueltaten weit und breit einen fürchterlichen
Namen, bis endlich das Maas seiner Sünden voll,
er ergriffen, und den Gerichten überantwortet wurde.
Er starb zu Buchson auf dem Rade, unter dem
Namen des *Alemer Mordjodels*.

Dies war der fünfte und letzte U-
g l ü c k s l a g dieser Familie. —

Kaspar kam unterdessen als Sklave, (denn
was waren anders diejenigen der Europäer, die
nach Batavia verkauft wurden?) — zu einer reichen
holländischen Wittve in Dienste. Dort schwang er
sich durch seine liebenswürdige Persönlichkeit eben-
sowohl, als auch durch seine Gewandtheit, Geschick-
lichkeit und rastlose Thätigkeit bald zu ihrem Häus-
linge empor.

Diese Wittve fand, wie auch noch viele andere
hartberzige, barbarische Pflanzer daselbst, ihr be-
sonderes Vergnügen daran, den Rücken ihrer armen
Negerclaven mit Hezpeischen zerfleischen zu lassen,
und mit großen, eigens dazu abgerichteten Hunden
Jagd auf diese armen Schwarzen zu machen, wo
diese Unglücklichen von diesen gar oft jämmerlich
zugerichtet werden, mit unter gar zerrissen wurden.
Kaspar's sanfter und weiser Rath aber brachte diese
vorher so rohe und unmenschliche Wittve wieder zu
mildern Gesinnungen und menschlichen Handlungen.
Die harte vorher um ihr Herz gelagert gewesene
Eisrinde schmolz; sie horchte auf die vernünftigen
Vorstellungen dieses warnenden Engels, und ward
ihren Untergebenen, anstatt Tyrann, eine wahre
Wohlthäterin. Dafür liebte und ehrte sie auch den
guten Kaspar, je mehr sie sein volles Herz und seine
sonstigen guten Eigenschaften kennen lernte, und
nicht lange darauf bot sie ihm, mit ihrem großer
Reichtume, die Hand. —

Der vorher so arme Kaspar war nun auf ein-
mal ein sehr reicher Mann, geliebt und hochgeehrt
von seinen Nachbarn, und von seinen Untergebenen
fast angebetet; denn er war menschlich, liebreich
und fromm. —

St dachte er an sein vorheriges hartes Schick-
sal, und dasjenige seiner Familie, hob dabei mit
Thränen der Rührung die köstlichen Früchte des
Landes Gott innigst dankend gen Himmel empor,
und rief tief seufzend; „O Gott! bin ich denn auch
werth?“ — Seine Gattin, die von Tag zu Tag
immer fröhlicher wurde, starb bald hernach. —

Die Schildwache.

Bei dem Einrücken der französischen Truppen in's Preussische, nach den Schlachten vom 14 October 1806, kam auch in den ersten Tagen des Monats November des gedachten Jahres ein Detaschement französischer Infanterie in einem kleinen Städtchen in der Kurmark an. Der kommandirende Offizier hielt es unter den damaligen Umständen für nöthig, mehrere Posten außerhalb der Thore aufzustellen.

Nachdem dies Detaschement dort einige Tage gestanden hatte, erhielt der kommandirende Offizier einst in der Nacht den Befehl, sogleich weiter zu marschiren. Das Kommando brach also unverzüglich auf; in der Eile hatte man aber vergessen, einen am entgegengesetzten Ende des Thores, aus welchem man abmarschirte, Wache stehenden Soldaten abzulösen.

Dieser stand daher die ganze Nacht über auf seinem Posten, äußerst verwundert, daß er dort so lange bleiben mußte.

Am andern Morgen endlich kam ein Bürger des Städtchens vor dem Schildwachstenden vorbei und sagte diesem, zu seinem größten Erstaunen, daß alle seine Kameraden schon in der Nacht abmarschirt wären.

Der Zurückgebliebene kehrte nun zu seinem Wirthe zurück, abgehängert und erfroren, und wurde dort mit Speise und Trank erquikt. Er wollte nun zwar seinen Kameraden nach, aber Niemand wußte genau, wohin sie ihren Marsch genommen; und war vorauszusehen, daß er sie nun schwerlich wieder einholen würde.

Da er die Tage über, wo er bei dem Bürger im Quartier gelegen, sich sehr gut betragen, ihm auch in seiner Ackerwirtschaft hülfreiche Hand geleistet hatte, so machte ihm dieser den Vorschlag, bei ihm zu bleiben, um ihn ferner zur Hand zu gehen. Der Soldat nahm dieses Anerbieten an und nach einigen Monaten erwarb er sich die Liebe des Bürgers durch seinen Fleiß und sein ordentliches Betragen, daß dieser kein Bedenken trug ihm seine Tochter zur Frau zu geben. Die Ehe wurde geschlossen und das junge Paar erzielte zwei Kinder.

Alles ging nach Wunsch, als bei den Durchmärschen französischer Truppen nach dem Herzogthume Warschau zufällig dasselbe Regiment, bei

welchem der Soldat, ein Gasconier von Geburt, gestanden hatte, durch das Städtchen gehen sollte.

Nichts war wahrscheinlicher, als daß er verathen oder erkannt und dann als ein Deserteur bestraft werden würde.

Der Schwiegervater und dessen Tochter waren darüber in tausend Nothigkeiten; nur der Soldat verlor die Gegenwart des Gesichts nicht.

Kaum hatte er die Trommel der heranrückenden Truppen gehört, so zog er seine sorgfältig aufbewahrte Montirung an, schnallte den Säbel um, nahm das Gewehr auf die Schulter und stellte sich vor dem Thore auf den nämlichen Platz, wo er im Jahre 1806 postirt worden war.

Das Regiment marschirte vorbei und war sehr erstaunt, dort einen seiner Soldaten schon Schildwache stehen zu sehen. Der Anführer näherte sich ihm und erkannte sogleich in ihm den vor vielen Jahren Vermißten.

„Was machst Du hier?“ fragte er ihn.

„Ich stehe Schildwache,“ versetzte der Gasconier.

„Wie hängt das zusammen?“

„Als ich im November des Jahres 1806 hier mit einem Detaschement des Regiments eingerückt war, wurde ich hierher postirt. Das Detaschement marschirte weiter, ohne mich abzulösen, und da ein Soldat seinen Posten nicht verlassen darf, so bin ich auch bis jetzt hier stehen geblieben.“

Der Offizier lachte, nahm den Schildwachstenden mit sich und erkundigte sich in dem Städtchen nach den näheren Umständen.

Da er diese erfahren und der Magistrat dem Soldaten ein vortheilhaftes Zeugniß über seine Aufführung gab, so erhielt er den Abschied, vorzüglich wegen seiner sinnreichen Entschuldigung; zumal, da es wohl keinem Zweifel unterworfen war, daß er nicht die Absicht, zurückzubleiben gehabt habe, und er gewiß gern weiter marschirt wäre, wenn man ihn von seinem Posten abgelöst hätte.

Mazepa.

Eine wahre Begebenheit.
(Mit einer Abbildung.)

Vor ungefähr 200 Jahren, freundlicher Leser, thronte noch der König von Polen in seinem prachtvollen Schlosse zu Warschau. In einem heitern Juni-Morgen, als die Sonne schon geraume Zeit in den hohen Schloßfenstern wiederbligte, öffnete der wachthabende Edelknabe des Königs die Augen. Er rief sich die letzten Spuren des Schlafes, der ihn nicht hätte überfallen sollen weg und bald blickte das dunkle Flammenauge des schönen Jünglings klar und frisch umher. Rasch erhob er sich von dem weichgepolsterten und reich vergoldeten Armsstuhle und näherte sich dem Fenster, durch welches ihm beim Deffnen die reine Morgenluft entgegenzog und seine Brust wohlthwend kühlte. Er schaute hinaus. Unter ihm, vor dem Schlosse breitete sich terrassenweise der königliche Garten aus, welcher von dem Hof-Holzhohe Warschaus begrenzt wurde. Hier war schon reges Leben. Fleißige Arbeiter müheten sich, die großen, auf der Weichsel herbeigeßelten Baumstämme in ungeheure pyramidenförmige Haufen aufzuthürmen; andere hingegen holten, was die Stadt an Bau- und Brennholz bedurfte, auf dazu geeigneten Wagen ab. Der breite, glänzende Strom rahmte dieses Bild ein, welches ein blauer Himmel und die goldene Sonne noch reizender machten. Der Page bückte sich, nach dem goldnen Weiser der Sonnenuhr zu sehen, welche unter ihm die Schloßwand einnahm. Es war halb sechs und des Königs Erwachen vor sieben Uhr nicht zu besorgen. Daher ging der Page, das heiße Zimmer mit dem dufenden frischen Garten zu vertauschen. Er durchschritt die steif beschnittenen Heckenwände, bückte sich hier und da zu einer würzigen Blume herab, und nahm endlich auf einer Bank vor einem Marmorbassin Platz, in welchem glänzende Gold- und Silberfischchen harmlos umhergaukelten. In früheren Zeiten enthielt die Tafel eines Pagen stets des Eßbaren etwas in sich. Daher fiel es auch dem unsrigen nicht schwer, die begehlichen Wasserbewohner durch hingeworfene Brocken zu vergnügen. Der junge Mann unterließ diesen willkommenen Zeitvertreib erst dann, als er den Tritt eines leichten Fußes über den Kies rauschen hörte. Er blickte auf und sah in das Angesicht eines weiblichen Engels, wie er noch nie erschaut hatte.

Wie mag sich doch die schwache Feder abmühen wollen, die Schönheit und all' die Reize zu beschreiben, in welchen jetzt des Pagen trunkner Blick schwelgte? Die Fibern zitterten, die Pulse häupten, das Blut schoß ungestüm aus den Adern und drängte sich in das Antlitz des jungen Pagen, dessen sichtliche Aufregung fast dieselbe Wirkung auf die eben so unschuldige als bezaubernde Ursache von dem Allen äußerte. In unbeschreiblicher, all' ihre Reize doppelt erhöhender, Verwirrung stand die Schöne vor dem Pagen, dessen stummer Mund die feurigste aller Liebeserklärungen aussprach. Das Mädchen; dem gewählten Morgenanzuge nach zu urtheilen, dem höheren Stand angehörend, konnte kaum 17 Jahre zählen und vereinigte in sich Alles, was die vornehmen Familien an Körperschöne vor den übrigen Nationen des Nordens so vortheilhaft auszeichnet. Noch hatten die beiden jungen Leute kein Wort mit einander gesprochen, und schon sagten sie sich gegenseitig im Herzen, daß sie nur für einander geschaffen seien. Sie saßen neben einander auf der Bank, ohne zu wissen, wie dies zugegangen war. Sie feußten, sahen einander an, errötheten, bewegten die Rippen, ohne einen Laut hören zu lassen, und drückten einander vergessend die Hand. Wie lange dieser Zustand selbiger Trunkenheit gedauert habe, wußte keines von beiden zu sagen. Erst als eine unangenehme Stimme kreischend rief: „Zeypphen! Zeypphen!“ kamen sie in die Wirklichkeit zurück. Der Rufende, welcher jetzt aus dem Hedengange trat, war der die insthuernde Kammerherr, Graf Rutowsky, ein widriger Mensch, den der Page nie, am allerwenigsten in diesen Augenblicke gern erscha mochte. Der Kammerherr riß die kleinen grauen Augen weit auf, als er das Fräulein so vertraut neben dem schönen Pagen sitzen und ihre Hand von der seinigen gehalten sah.

„Was heißt das, Helene?“ hob er mit gerunzelter Stirne finster an — „du hier? allein? in so lustiger Gesellschaft? hat dich deine Mutter deshalb vor des Königs Augen und seinem Hofstaate gehütet, damit du hier einem leichtfüßigen Pagen in die Arme laufen solltest?“

Beide Ertapte, der Page und seine Schöne waren, von Purpur überzossen, von ihrem Siege aufgesprungen; doch war es mehr die Röthe des Zorns als der Scham, die sie bedeckte.

„Herr Vetter!“ sprach das Fräulein empfind-

lich — „meine Mutter hat mir vor meiner Rückreise in's Kloster erlaubt, den Schloßgarten zu einer Zeit zu besuchen, wo er von jeglicher Hofperson leer zu sein pflegt. Wenn ich also unverhofft auf diesen jungen Herrn stieß, so war es nicht meine Schuld, und was ich hier auf seine höfliche Einladung gethan habe, getraue ich mir bei meiner Mutter zu verantworten.“

„Mein süßes Mühmchen,“ sprach jetzt der Kammerherr mit veränderter Tone, „ich werde mir die Ehre geben, dich zu deiner Mutter zurückzubegleiten. Vorher jedoch ein Paar Worte an diesen jungen Herrn, der ganz vergessen zu haben scheint, daß er dienstthuender Page bei Sr. Majestät dem Könige Kasimir ist. Ihr werdet sofort die Güte haben, Euch in das Vorzimmer des Monarchen zu begeben, wohin Leute Eures Standes eigentlich gehören. Uebri gens sagt mir,“ fuhr Rutowsky mit einem höhnischen Zuge um den Mund fort, „wie man Euch eigentlich rufen soll, Mägchen oder Zepphen? Eins klingt so drollig als das andere.“

„Mazepa heiße ich,“ sprach der Page voller Wuth, „und nur alte Weiber oder gemeine Schulbuben pflegen die Namen zu versammeln.“

Der erbleichte Kammerherr biß sich die Lippen und sprach dann mit erzwungenem Lächeln, indem er dem Fräulein seinen Arm bot: „Wann der gute Bursche da sich wird die Hörner gehörig abgelassen haben, kann er noch ein recht tauglicher Diener werden.“

„Jedenfalls ein tauglicherer als Ihr!“ rief ihm Mazepa nach und stieg, in der Erinnerung schwelgend, in's Schloß hinauf. Hier fand er den König noch nicht aufgestanden und konnte daher ungestört seinen Gedanken nachhängen. Er öffnete abermals das Fenster, wo möglich die reizende Helene zu erspähen, die all seine Gedanken erfüllte. Er sah sie nicht im Garten, wohl aber vor seinen geistigen Augen, die, Alles vergessend, unverrückt bei dem lieblichen Bilde verweilten. Als er so mit hinausgehengtem Leibe in den Garten hinabstarrte, fühlte er plötzlich einen gewaltigen Druck am Hinterhaupte. Betroffen wollte er sich nach der befreundlichen Ursache umsehen, das Haupt erheben — er vermochte beides nicht. Mit der Hand nach dem Nacken fahrend, stößt er auf einen harten Auswuchs, der ihn hindert, den Kopf in's Zimmer zurückzuziehen.

Ueber dem Bemühen, den räthselhaften Gegenstand zu entfernen, brechen zwei Scheiben des Fensters klirrend in Stücke, und als ein zorniger Ruck ein großes Hirschgeweih in seine Hand bringt, erschallt hinter ihm ein teuflisches Gelächter. In dem Augenblick, wo Mazepa in das Zimmer zurückfährt, trat der König aus dem feinnigen, mit Verwunderung nach der Ursache des vernommenen Geräusches fragend.

Graf Rutowsky gedachte vor Lachen zu bersten. „Ew. Majestät,“ sprach er, „der Page Mazepa da wollte eine reizende Nymphe belauschen und da hat ihn die Göttin Diana aus Strafe zum Affen*) gemacht.“

Der ergrimnte Page, welcher mit dem Geweihe Gewehr beim Fuß machte, hätte dasselbe gern dem lachenden Teufel an den Kopf geworfen.

„Herr Kammerherr,“ sprachen seine bebenden Lippen, „ich werde nicht ermangeln, Ihnen ein Gleiches mit Gleichem zu vergelten.“

Nehmen Sie sich in Acht, Lieber Rutowsky,“ sprach jetzt der König unter einem lächelnden Seitenblick auf des Pagen schönen Wuchs und des Kammerherrn vertrockneten Körperbau, „er sieht ganz darnach aus, seine Worte wahr zu machen.“

Der Graf schluckte die bittere Pille hinab, in seinem Herzen dem vorlauten Pagen alles Herzeleid anwünschend, welcher dagegen vergeblich sich bemühet, Helenens Namen und Wohnort auszufundschäften.

Ein Jahr war vergangen, welches Mazepa mit seinem König größtentheils im Auslande zugebracht hatte. Doch war die Zeit nicht vergebend, Helenens Bild in dem Herzen des Pagen zu verwischen. Als er nach Warschau zurückgekehrt war, erhielt er ein Schreiben von dem ehemaligen Kammerherrn Grafen Rutowsky, der schon längst seinen Abschied aus dem Hofdienst genommen und sich auf seine Güter zurückgezogen hatte. Er schrieb:

„Lieber Mazepa!

Wie Ihr vielleicht schon wisset, hot mich der Tod meines kinderlosen Oheims zu einem reichen Manne gemacht, der nun zu stolz ist, um einem Könige zu dienen, vielmehr selbst bedient sein will. Doch habe ich es nimmer vergessen, daß wir einst lustige Kameraden waren, die durch allerhand Kurzwel die müßige Hofzeit todtschlügen. Die Erinnerung

an jene Zeit erweckt den Wunsch in mir, Euch eine kleine Erholung von dem slavischen Hofleben zu bereiten. Demnach lade ich Euch ein, mir die Ehre Eures Besuchs zu gönnen, um durch die Freuden der Jagd, der Fischelei oder anderer ländlicher Feste Euer Gemüth erheitern zu helfen. Noch bemerkte ich schlieflich, daß ich eine Neugierit von der kleinen Helene mitzutheilen habe, die Euch einst zu interessieren schien.

Euer

Schloß Mnowiz
am 7. Juni 1675. Ebdizlav Graf v. Rutowsky.

wohlgenegter
Zedenfalls würde Mazeppa das Schreiben völlig unbeachtet gelassen haben, da es ihn nicht im mindesten drängte, die Bekanntschaft mit dem boshaften Grafen zu erneuern. Allein der Schlussatz war es, der das Gegentheil bewirkte. Der nächste Morgen sah den Pagen bereits zu Pferde, das Sporn und Gerte fühlte, seinen ungeduldrigen Reiter schneller zum Ziele zu bringen. Sonder Ruh und Last sprengte Mazeppa vorwärts, und noch war die Sonne nicht gesunken, als er das Schloß Mnowiz erreichte, dessen Größe und Pracht auf den Reichthum seines Besitzers schließen ließ. Rutowsky empfing den Gast auf das Zuvoorkommenste. Er ließ ihn schalten der Säle Glanz, der Zimmer Menge, des Ueberflusses Größe; er ließ ihn zählen der Diener Schaar, des Marstalls Inhalt, der Scheuern Reichthum. Der Page aber sah nichts als Helene, hörte nichts als ihre Stimme. Aus jeder Thür trat sie ihm entgegen, aus jedem Spiele lachte sie ihm zu. Gleich einem Träumler folgte er dem Grafen, der nicht müde wurde, dem Pagen seine geerbten Herrlichkeiten zu zeigen. Dieser verwünschte im Geheim den prunkfüchtigen Schwäger. Zehnmal öffnete er den Mund, nach Helene zu fragen — eben so vielmal schloß ihn wieder bängliche Scham. Endlich führte ihn Rutowsky nach dem Wohnzimmer zurück, wo mit verschwenderischer Fülle das Abendessen in silbernem Geschirre aufgetragen war. Den stummen Wunsch dem Gaste von der Lippe lesend, klappte der Graf einem reich betresteten Diener einige Worte in's Ohr. Nach kurzem Zwischenraume sprangen die hohen Flügelthüren auf, und juwelenstrahlend, seideraufschend, doch bleichen, kummervollen Anzuges trat herein — Helene!

Zwei Marmorstatuen standen einander gegenüber. Dem Pagen schoß alles Blut nach dem Ge-

sichte; Helene hingegen ward blaß wie der Tod. Jener sah die Geliebte mit freudefunkelndem, diese den Geliebten mit sterbendem Blicke an. Eine Stunde lang weidete der Graf mit teuflischer Freude sich an der stummen Bestürzung des jungen Paares, dann, Helenen vorstellend, sprach er höhnisch zum Pagen: „Meine Frau!“ und zu dieser mit frostigem Tone: „Page Mazeppa!“ Beide wechselten jetzt die Farbe. Todtenbleich ward Mazeppa's Gesicht; in des Helene von dunkler Röthe übergossen wurde. Die Schwächere des Geschlechts bekam zuerst die Macht der Sprache wieder.

„Mein“ — das Wort „Gemahl“ erstarb ihn auf der zitternden Lippe — „hat Euch für todt gesagt.“

„Ja, lieber Mazeppa“ — fiel Rutowsky gleichmüthig ein — „das Gericht hatte Euch mit dem Pferde stürzen und den Hals brechen lassen. Um so mehr freuen wir uns nun über die Grundlosigkeit der Sage.“

Der verzweifelnde Page wünschte jetzt dieselbe als wahr. Was hielt ihn ab, den Teufel von Grafen, den geflüchtlichen Zerstörer seines ganzen Lebensglüdes sofort zu erwürgen? Lag es nicht am Tage, daß derselbe, blos um ihn zu vernichten, die hämische Einladung hatte ergehen, ja das erlogene Gerücht von seinem Tode aus Sprengen lassen, um die Ärmste zu der verhassten Ehe zu bewegen? Nur der Anblick der leidenden Gräfin verhinderte den Ausbruch von Mazeppa's Wuth, die sich blos durch fürchterliche Mienen gegen den Grafen kund machte. Doch gerade in ihnen feierte dieser Bösewicht seinen süßesten Triumph. Man kann sich den Verlauf des Mahles selbst vorstellen, bei welchem die Liebenden sich mit Argusaugen beaufsichtigt sahen, und nur der Page wagte, zuweilen die Kummergestalt Helene's zu betrachten. Nach dem Essen, das für die Theilnehmer zu Gift ward, verabchiedeten sich der Graf und dessen Gemahlin von dem Pagen, der nun seinem unbändlgem Schmerz freien Lauf gestatten durfte. Mehrmals war er im Begriff, sich aus dem Fenster hinabzustürzen, das Haupt gegen die Wand zu rennen, sich zu erdroffeln — nur der Gedanke an des Grafen hämische Freude darüber ließ ihn wieder von diesem Gedanken abkommen. Wie schön, wie unbeschreiblich schön war Helene selbst in ihrem Leide noch gewesen! Mehr als das offenste Geständniß hatte ihm ihr Kummer, ihr Erblichen, ihr Beben

gefragt, daß er und nicht der kende Graf von ihr geliebt werde. Und sie war ihm auf immer entrisßen, geraubt durch eine teuflische Lüge! Ein unsägliches Weh durchschnitt sein Herz. Das Gehirn sieberte, die Füße brannten ihn; das weiche Lager ward zum Höllenpful, auf welchem er nicht eine Viertelstunde ausdauern konnte. O Hölle und Tod! während er auf der schrecklichsten aller Foltern liegt, ruht die Heißgeliebte in des nichtswürdigen Grafen kraftlosen Armen, küßt sein welker Mund die schwellenden Lippen, den wogenden Busen. — Mazyppa raufte sich bei diesem furchtbaren Gedanken die schwarzen Locken aus und nähte mit Thränen ohnmächtiger Wuth die vor's Antlig geschlagene Hände.

Der Morgen kam nach der durchwachten Nacht. Noch einmal begehrte Mazyppa Helenens Antlig zu sehen und dann sofort abzureisen. Seine Frau sei unwohl — entschuldigte der Graf die unsichtbar Bleibende. Von den Furien gepeitscht, von Rutowsky höhnisch belächelt, warf sich der arme Page auf sein Pferd und jagte von dammen. Doch der schadenfrohe Graf hatte, sich selbst zum Schaden, einen glühenden Funken in eine Pulverkammer geworfen. Mochte er auch noch so genau die schöne Gattin bewachen und bewachen lassen: die Liebe fand doch Mittel und Wege, das Paar heimlich zu vereinigen. Geraume Zeit blieb das selige Verhältniß den Augen Rutowskys verborgen. Aber endlich hatten Neid und Mißgunst doch den geheimen Versteck erkundet, in welchem die Liebenden sich völlig sicher glaubten. „Laß uns das unwürdige Band gewaltsam trennen“ — sprach Mazyppa zu Helene, die an seiner Brust lag — „das dich an den Elenden leitet, der dich erlügen und mir gestohlen hat. Wir wollen fliehen in ferne Länder und unsern Bund durch den Segen der Kirche weihen lassen. Laß uns —“

„Hierher Leute!“ schrie des wüthenden Grafen Stimme — „hier das Lager des räuberischen Wolfes; fangt ihn lebendig, damit er uns zur Kurzweil diene. Da: neuer Aktäon! wofl hast du Wort gehalten und Gleiches mit Gleichem vergolten.“ Ein Schwarzwandhaubfester Diener warf sich auf den wehrlosen, überraschten Page, dessen ohnmächtiges Ringen dem Grafen ein schallendes Hohngelächter auspreßte. —

„Schonet der Gräfin“ — bat Mazyppa's schäumender Mund — „miß allein treffe Euerer Wuth!“

„Soll Alles besorgt werden“ — entgegnete Rutowsky grinsend.

„Ihr selbst habt Euch die Schmach bereitet“ — rief Mazyppa wieder — „denn Ihr habt mir meine Geliebte gestohlen, durch höllischen Trug an Euch gerissen. Auf Leben und Tod fordere ich Euch Schurken.“

„Nicht doch!“ lachte Rutowsky. — „Es wäre allerdings nicht übel, wenn ich von Eurer Faust getödtet würde. Dann wäret Ihr schnell des verhassten Nebenbuhlers los und könntet die liebende Wittwe heimführen. Ich aber denke besser und werde nimmer Euer Blut vergießen, wenn schon Euch ferner unschädlich zu machen meine Sorge ist.“ An Händen und Füßen gefesselt, warf man den unglücklichen Page in ein dunkles Behältniß, wo ihm bis zum nahen Morgen Zeit blieb, über sein weiteres Schicksal nachzusinnen.

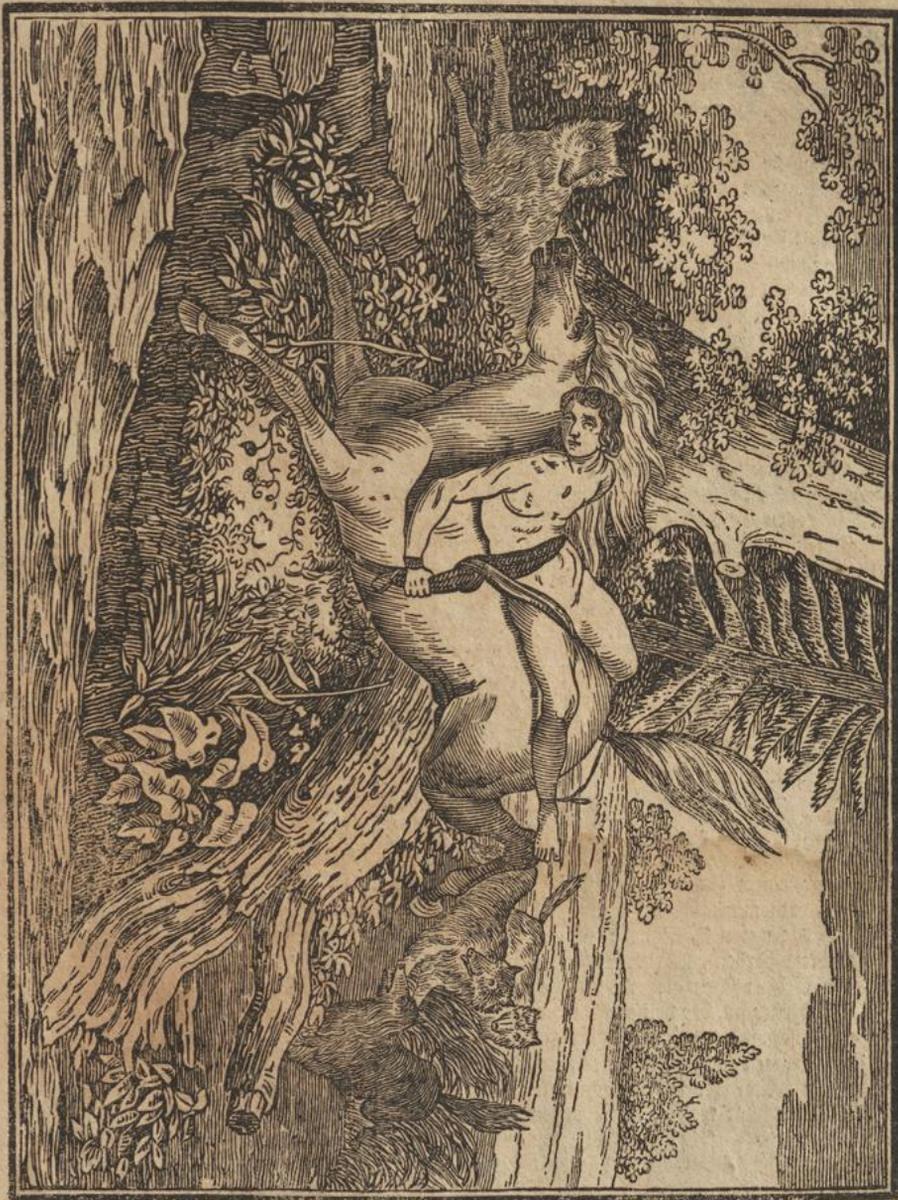
Der entscheidungsvolle Morgen brach an. Auf dem Balcon des Schlosses Mnowiz stand Graf Rutowsky, der mit eisernem Arme seine halbtothe Gattin gefaßt hielt. Dicht unten vor dem Balcone tobte ein Roß, das, von drei Stallknechten gepackt, an Schre, Wildheit und Kraft dem Bucephalus des großen Alexanders glich. Seit wenig Tagen erst der Wildniß entnommen, käuete das edle Thier im wüthigen Grümme an dem ungewohnten Gebiß. Weißer Schaum tigerte den dunklen Leib des Tartars, dessen Schweiß raslos die Weiden peitschte, dessen Hufe jeden Nahenden zu erschlagen drohten. Wild rollte das Auge; hoch sträubte sich die Mähne und brausend entstieg den weit geöffneten Nüstern der Döem. Jetzt schleppten vier Diener den entkleideten Page herbei, den man lang auf den Rücken ausgestreckt dem hoch sich bäumenden Pferde aufband: Noch einen, den letzten Blick warf Mazyppa zur Gräfin hinauf, die lautschreiend jetzt ohnmächtig zusammenschrak; dann schwanden ihm die Sinne. Denn auf Sturmesfüßigen rasete das frei gelassene Roß mit seiner ungewohnten Bürde davon. Das Hohngelächter Rutowsky's und seiner Leibbegenen begleiteten den armen Page, vor dessen wirren Augen Dorf, Feld, Wald und Welt sich im tollsten Ringe jret drehten. Geraume Zeit verstrich, bevor die entwichenen Lebensgeister in Mazyppa's Innern sich wieder sammeln konnten. Ein heftiger Schmerz, erzeugt durch die unnatürliche Lage, die festen Banden und das unaufhörliche Weisen des raslos galoppir-

renden Thieres gab ihm die Besinnung zurück. Wie vom Sturme gepeitscht sagten die weißen Wölfschen am blauen Himmel über ihm dahin; ihnen nach tänzten in toller Eile die Gegenstände der Erde — die Bäume, Felsen und Hügel. So ging es fort und fort. Stunden schwand nicht — sie krochen mit tödtlicher Langsamkeit an dem windschnellen Reiter vorüber. Die Sonne sank; dunkler und dunkler färbte sich das unermeßliche Himmelszelt, an welchem jetzt tausende von Sternen prangten. Es war ruhig geworden in der Natur. Die Vögel saßen im Neste, an die Zungen liebend festgedrückt; das Heimgeschwieg und die Grille; Ross und Kind genoß der Ruhe im sichern Stalle, indes ihr Herr neue Kraft auf seinem Lager sammelte. Kaum daß zuweilen der Klagelaut eines einsamen Frosches die tiefe Sabothstille unterbrach. Aber auch er verstummte endlich. Ach! wie gern hätte auch der arme Page geschlafen! Welch eine Nacht war die vorige für ihn gewesen, und nun die gegenwärtige! Es senkte sich das müde Augenlid, um im nächsten Augenblick sich wieder zu erheben, denn, ruhelos wie er, stürmte der Tartar unter ihm fort. Indes der heiße, dem schwühenden Rosse entweichende Dampf den einen Theil seines Körpers brühtete, zitterte der andere in der Kälte der Nacht. Wachend träumte Mazepa. Er sah sich in den kerkenerhellten Zimmern den königlichen Schlosses zu Warschau. Den nagendsten Hunger im Magen reichete er den Gassen die köstlich dampfenden Schüsseln; vor Durst schmachtend, kredenzten seine Hände den perlenden Wein. Wiederum umarmte ihn Helene, presste ihn an ihren reizenden Busen und gab ihm die schönsten Schmeihselworte. Ach! konnte es der Arminsten Möglicher ergehen als ihm?

Langsam ging die Nacht vorüber; der Osten tagte. Zuerst erhob sich der Wind, dann die Lerche, zuletzt die Sonne, welche die erkältesten Glieder des Nackten erwärmte. Er hörte sein Ross durch einen Bach waten, er hörte es trinken — er trank mit in Gedanken! Als er eine wüthende Anstrengung machte, seine Bande zu sprengen, entfloß es mit doppelter Schnelligkeit und der arme Page lehzte vergebens. Später raubte sich das Thier im Fluge einige Maul voll Gras. Mazepa selbst begehrte jetzt kein besseres Nahrungsmittel, wäre dasselbe doch feucht und für seinen ausgehungerten Magen gut genug gewesen! Der zweite Mittag kam, als Mazepa ein schwaches

Rollen vernahm. Er sah auf und, o Himmel! einen Wagen, mit Pferden bespannt, von einer Anhöhe herab kommen. Er erkannte, wie Kutscher und Fahrende entsetzt die Arme empor hoben bei seinem Anblicke; — er hörte — o süßer Ton! ihre rufenden Stimmen — da in rasender Schnelligkeit trug ihn der scheue Tartar aus dem Bereiche möglicher Rettung. Die Sonne brannte heiß auf des Pagen unbedecktes Haupt; geblendet schloß das schmerzende Auge sein Augenlid; trockner wurden die Lippen; ausgedörrter der lechzende Gaumen. Nach langer Pause berührt sein Ohr ein dumpfes Rollen. Matt öffnet sich sein Auge, sieht in der Ferne die Blitze eines dunkeln Wetters leuchten, das der Sturm in wilder Hast herantreibt, und freut sich. O gütiger Gott, der du selbst das Gebet des Sünders erhörst, merk! auf das Flehen des Gequälten, der dich mit ach so großer Inbrunst, um einen deiner flammenden Blitze bittet, daß derselbe ihn und sein leuchendes Ross treffen möge. Aber umsonst. Krachend fährt rechts und links der Wetterstrahl in den Boden — ihm weicht er aus! Doch, Barmherziger! jetzt öffnest du deine Wolken und in großen Tropfen fällt der fruchtbare Regen herab. Weit reißt der Page den durstigen Mund auf; dankend und mit nie gefühlter Wollust saugt er jeden Tropfen Wasser in sich ein. O liebes Ross! mäßige deinen Lauf, damit ich satt mich trinken möge in dem schönen Regen! Ha! dort zieht sie schon fort, die lebenspendende Wolke! o grausames Geschick! In wilde Phantasien lösen sich Mazepa's Klagen. Ein pfeifendes Geheul bringt ihn wieder zu sich. Dunkel ist es geworden. Er sieht sein Ross zwischen niedrigem Strauchwerk bei einer Anhöhe vorbei traben, welche von wildem Gestrüppe und hohen Waldbäumen gekrönt ist. Was sind das für unheimlich flackernde Flämmchen dort unter den dunkeln Zweigen? Sie fallen, sie steigen! sie hüpfen herab, umzingeln das müde Ross — heiliger Gott! die Augen der Wölfe — hungrige Raubthiere sind es, welche mit heiserem, frohlockendem, Geheul auf die willkommenen Beute losstürzen. Schon hört er ihr schnaubendes Lechzen, vernimmt, wie sie an dem edlen Thiere emporzuspringen versuchen — das Trappeln ihrer nachsagenden Füße, und zittert. Wird der abgemattete Gaul noch so viel Kräfte besitzen, um ihnen entgehen zu können? Mazepa fühlte bereits den spitzen Zahn der Wölfe in seine Glieder bobren, bissenweise sich

o Emma! wie
von dir dich
Räucher und
en bei denen
son! ihre rinde
müdigkeit tra
die möglich
s Pagen mit
das schwarze
erden die Ven
a. Nach dem
es Rollen. Al
Herrn du die
s der Stern
füß. Dams
Eindern erho
ern, der dich
deiner Stamm
und sein Feind
ank. Krocht
st in den Boh
ermüdyger! In
en Tropfen fä
reißt der Ho
und mit me
in Wasser
in Kauf, dem
schönen Regen
Lebenspende
reide Hahn
Ein prägnant
Dunstel ist
hen niedrigen
traben, nicht
aldobäume ge
mlich Rofen
Jweigen? So
umjagen die
in der Wäld
e mit Köpfe
gemeine Die
wendes Espe
höre man
ihre nach
er abgemalt
Jahr entz
si spigen Jahr
strenge ist



verzehren, bis endlich auch das arme Herz an die Reihe kömmt. Er stirbt, doch nur in Gedanken, um zu neuer Qual zu erwachen. — Die Wölfe waren fort; der dritte Tag brach an. Ist die Welt ausgestorben, seitdem Mazeppa auf dem Pferde schmachtet? Keine Stadt, kein Dorf, keine Hütte, kein Mensch zeigt sich dem verlangenden Auge des Armesen. Unerträglich wird Durst und Hunger. Wie zermalmt an allen Gliedern, schmerzt der gefolterte Körper des Pagen. Wird denn der wilde Tartar nimmer nachlassen in seiner Wuth? Hal eben jetzt holt er aus zu einem gewaltigen Sprunge. Dem Pagen vergeht Hören und Sehen. Sturmkläuten halt in seinem Ohre; vor dem Auge ist dunkle Nacht; eine eisige Kälte überzucht seinen ganzen Körper; der Mund vermag seinen Ddem mehr zu schöpfen. Jetzt wird es wieder hell; empor taucht er aus tiefem Strome, durch welchen der Tartar schwimmend segt. Und er hat sich nicht satt getrunken, weil der jähe Sprung und Schreck den Mund ihm schloß. Bis an den Hals reichte dem Pagen das begehrte Wasser; umsonst blickt er seine letzten Kräfte auf, das Haupt bis zur Wasserfläche herabzubiegen. Ha! endlich! fast erküßt er, als er von einer andringenden Welle den Mund weit öffnet, möglichst viel Wasser zu verschlucken. Doch Mazeppa hat getrunken — viel getrunken! Volternd rannte der Trank in den geleerten Magen hinab, unter schneidendem Weh durchsief er die entnervten Eingeweide. Das kalte Bad, die entseßliche Anstrengung hatten denn doch endlich das Roß gewältigt. Vor Frost zitternd stand es am andern Ufer. Langsam trabte es weiter, und langsamer und spärlicher tropfte Mazeppa's Blut durch die Adern. Am Abende des dritten Tages erbebt die Erde unter einem furchtbaren Getöse. Dem Leben schon halb entnommen öffnet sich mühsam Mazeppa's gebrochenes Auge noch einmal: Ein Heer wilder Pferde stürzt herbei. Wiehernd umkreisen sie den Landesgefährden: schon gloßen hunderte wilder Augen dessen Reiter an, der von einigen der Muthigsten forschend beschnobbert wird. Dann jagen sie rasend, wie sie gekommen sind, von dannen, und überlassen den matten Mitbruder seinem Schicksale. Das entkräftete Thier hinkt weiter, bleibt stehen, schwankt, geht wieder und — fällt! Es fällt, um nie wieder aufzustehen. Der Festgebundene hört noch das Stöhnen, das Todesröcheln des gehetzten Thieres und fühlt, wie es im letzten Kampfe auf die Seite zu lie-

gen kommt. Dann verzehrt auch ihn die Bestimmung. Doch gleich dem erlöschenden Kämpchen flammte auch des Pagen letzte Kraft am vierten Morgen noch einmal auf. Er benutzte die kleine Frist, seinen Gott um Vergebung der begangenen Sünden anzusehen. Zwar nur zu denken vermag er dieß; denn schon lange hat der verrocknete Mund keinen Laut mehr. Lebe wohl, o Erde! lebe wohl, Helene! Ach, könntest du dort mit wieder gegeben werden: wie gern wollte ich sterben! Nur bald erlöse mich, o Tod! bevor noch die Raubvögel mit den Wölfen sich um das Aas streiten werden, das ihnen nicht mehr entfliehen kann. — O stolzer, einst so übermüthiger Jüngling! ein verpestendes Aas wird dein Sarg; die Bande, die dich fesseln, zum Leichensteine, die dem Wanderer einst die Art deines Todes verkündigen sollen.

Und der Herr erhört den stillen Scufzer des Sterbenden. Sanft berührt ihn der Engel des Todes mit ungestürzter Fackel. Wie ein Kind in seinen heimlichen Betthen streckt Mazeppa die gefesselten Glieder länger und länger aus; langsamer hebt sich die gequälte Brust — stöhnend geht der Ddem und — sieht! —

Zehn Jahre waren seitdem verstrichen. Mazeppa, welchen fast im Augenblicke des Verschwindens Kosacken der Ukraine aufgefunden und gerettet hatten, war zum Manne geworden. Das schlichte Nomadenvolk hatte ihn, in Anerkenntniß seiner geistigen Vorzüge und höheren Bildung, zum Anführer erwählt und Peter der Große ihm die Fürstenwürde beigelegt. Der ehemalige Page sah sich zum unbeschränkten Beherrscher eines umfangreichen Landes erhoben, in welches das grausamste aller Geschicke ihn geführt. Wenige Wochen waren hinreichend gewesen, seine wundgeriebenen Glieder zu heilen; aber eine Reihe von Jahren hatten nicht vermocht, Helene's Bild und Andenken aus seinem, immer noch blutenden Herzen zu vertilgen. Heiß, wie er geliebt, brannte der Durst nach Rache in seiner Brust. Sie war das Ziel, nach welchem er strebte, und nur darum freute er sich seiner Erhebung, weil diese ihm die Mittel zur Verwirklichung seines eifrigsten Wunsches zusicherte. Wohl hatte Mazeppa der Boten mehrere ausgesandt, ihm Kunde zu bringen von dem Schicksale Helenens. Alle kehrten mit der Trauerbotschaft zurück, daß die Gräfin, von ihrem Gemahl in stren-

ger Haft gehalten und ihrem Graue unterliegend, zwei Jahre nach Mazepa's Entfernung gestorben sei. Nicht nur seine eigenen Leiden, sondern auch den Tod Helenens an dem Graue zu nächst drängte es Mazepa sonder Ruh und Raft. Nach zehn langen Jahren jagte er wieder auf einem wilden Tartaren dem Schlosse Mnowiz zu. Doch diesmal gefolgt von einem 10,000 Mann starken Heere Kosaken. Wie damals gezwungen, vermied er jetzt absichtlich Städte und Dörfer, um gleich einem Wetterstrahle aus blauer Luft auf den arglosen Grafen herabzuschneekern. Dieser hatte das Schloß Mnowiz nicht wieder verlassen, wo er den Freuden der Jagd und dem Trunke oblag. Eben schlief er an einem warmen Sommer-Nachmittage seinen gewöhnlichen Tafelrausch aus, als sein Kammerdiener mit ängstlicher Stimme ihn erweckte. Schon gedachte er den unwillkommenen Störenfried nachdrücklich zu züchtigen, als die aus dessen bebendem Munde gehörte Schreckenskunde den zum Schlage erhobenen Arm kraftlos niedersinken machte.

„Gnädiger Herr Graf“ — meldete der bleiche Schreckensmann — „so eben bringen Landleute die Botschaft ins Schloß, daß ein ganzes Heer Kosaken in feindseliger Gesinnung heranzühen. Es wird behauptet, daß jener Vagabund Mazepa, den Ihr einst auf den wilden Renner festbinden ließe, ihr Anführer sei und allen im Schlosse Befindlichen den Untergang geschworen habe.“

Völlig nüchtern wankte der graue Säufer zum Fenster. So weit sein Auge sehen konnte, erblickte es einen Wald blitzender Lanzen, die in immer engeren Kreisen das ganze Schloß umzingelten. Begleitet von dem tausendstimmigen Rufe: „Mazepa!“ sah er einen einzelnen Reiter sein stolzes Ross vor den feindlichen Schaaren herum tummeln und erbebte. Noch gewahrt er mit Zähneknirschen, wie der ganze Troß seiner Dienerschaft aus einem Hintereingang des Schloßes heimlich schlich und, fußfällig um das arme Leben bittend, dem herbeileidenden Feinde sich überlieferte. Wie Rutowsky vom Fenster zurücktrat, war auch sein Kammerdiener entsetzt und ihm blieb sonach nichts übrig als ein Gleiches zu thun.

Alle Ausgänge des Schloßes waren besetzt.

„Wo ist der Graf?“ donnerte Mazepa's zornige Stimme die vor ihm knieende Dienerschaft an.

„Am Schlosse!“ ist die einmüthige Antwort.

„Wehe euch, wenn ihr lüget!“ droht Mazepa. „Mit euerm Leben hastet ihr mir für seine Gefangennahme.“

Alle Räume des weiten Schloßes, vom untersten Keller bis zur höchsten Dachkammer werden durchsucht. Kein Graf ist zu finden. Mazepa schäumt. Das Forschen beginnt von Neuem, genauer bis auf's Kleinste sich erstreckend. Derselbige Erfolg. Die Dienerschaft zittert für ihr Leben, denn die funkelnden Blicke Mazepa's drohen ihr das Aergste.

„Mündert das Nest und dann steckt die Mörderhöhle in Brand!“ gebietet dieser jetzt seinen Leuten, die jauchzend an das willkommenen Werk gehen. Raub und Zerstörung durchziehen nun Hand in Hand das Schloß. Was nicht fortzubringen ist, wird vernichtet. Alle Gräuel des Krieges vereinigen sich hier auf einem kleinen Punct. Schon schleppen tausend Hände aus den gefüllten Scheuern herbei, und bald raset der Flammen Blut in den Gemächern des Schloßes. Mit gefrässiger Zunge verzehrt sie kostbaren Tapeten, Gemälde, Geräthschaften und deren reichen Inhalt. In rasender Schnelligkeit läuft sie von dem brennenden Boden empor an den Wänden zur vergoldeten Decke, von welcher die blitzenden Kronleuchter klirrend herabdonnern. Die Nacht bricht ein, und in nie gefehener Helle erglänzen Hunderte von Fenstern in dem weiten Baue. Schrilend plagen, der Gluth nicht länger widerstehend, die Spiegelscheiben, und heraus züngeln manns hohe Feuerflammen, die sich in rothe Säulen vereinen und das ganze Schloß mit Gluth und Dampf einhüllen. Indes die Kosaken ob dieses Schauspiel's in wilder Freude aufjauchzen, blickt ihr Anführer finster auf das Werk der Zerstörung. Der jahrelang gepflegte, heißeste Wunsch in seinem Herzen war, er habe schon seiner Erhöhung, unerfüllt geliebten und Rutowsky seiner Strafe entronnen.

„Bringt die Dienerschaft herbei!“ befiehlt Mazepa seinen Leuten.

„Ihr habt mich belogen“ — ruft er den Zitternden zu — „und müßt darum sterben. Bereitet euch zum Tode.“

Taub für die flehentlichen Bitten der Aermsten winkt Mazepa seinen Kosaken, die gehorsam sich beeilen, das Gebot zu vollziehen. Schon hebt sich die Lanze, die tödtliche Spitze in die wehrlose Brust flugender Männer und Frauen zu senken. — Da tönt aus der Flamme Graus eine menschliche Stim-

me hervor. Die dem Tode Geweshten athmen wieder auf.

„Das ist der Graf!“ ruft jauchzend ihr Mund.

„Mazeppa!“ rief es nochmals, und die Plattform eines Eckturms erklimmte eine dunkle Gestalt. Es war der Graf, den Rauch und Gluthen bald verdunkelten, bald gräßlich beleuchteten. „Mazeppa! die Flammen deiner Nordbrenner haben den Hamster aus seinem verborgenen Baue vertrieben. Wohl magst du dich deshalb freuen. Doch schaue her“ — er riß eine leblos in seinen Armen hangende, weibliche Gestalt empor — „da ist auch noch Helene, deine süße Wuhlin. Eine Puppe schläft in dem Sarge den wir in die Gruft versenkten. Sie selbst bewahrt' ich mir zur Rache, ihr zur Pein. Willst du nicht dein Liebchen abholen, Mazeppa?“

Dieser stand vernichtet. Starr glogte sein Blick das menschliche Ungeheuer an, das also fortfuhr: „Helene! ermanne dich! schau', welch' eine schöne Hochzeitfacel dein Geliebter dir gezündet!“ Jetzt kehrte Leben in Mazeppa's versteinerte Gestalt zurück.

„Laßt mich!“ herreschte er den Seinen zu, welche sich des Rasenden zu bemächtigen und ihn von dem Eindringen in das in vollem Feuer stehende Schloß abzuhalten suchten.

„Mazeppa, komm, bevor deine Helene erstickt!“ höhnte Kutowsky, welcher Mazeppa's Untergang mit dem seinigen zu verknüpfen trachtete. „Liebst du so frohlich das süße Weib, daß du ein wenig Rauch und Feuer scheuest? Ha! Ha! Ha!“

„Zurück!“ keuchte der Kosackenfürher mit lustschnappendem Odem. Eine übermenschliche Anstrengung befreite ihn von den umschlingenden Armen. Er stürzte zum Thurm, der krachend in diesem Augenblicke vor ihm zusammenstürzte. Auch Mazeppa sank bewußtlos nieder.

„Ermuntert Euch, Herr!“ bat Mazeppa's alter Diener seinen Herrn, der, das sorgenvolle Haupt in die hohle Hand gestützt, in einer Bauernhütte saß und auf die rauchende Brandstätte hinausstarrte. „Der böse Graf ist mit einer Lüge aus der Welt gegangen. Eine Puppe war's, die er für seine Gemahlin ausgab. Wir haben am frühen Morgen schon die Thurmrümmen weggeräumt und darunter die Wahrheit entdeckt.“

Ungläubig blinnte Mazeppa den Tröster an.

„Wo liegt die Gräfin begraben?“ fragte er dumpf. „Dort in der Kirche —“ versetzte der Diener — „wo sich die gräßliche Familiengruft befindet.“ Der Fürst wandte, von seinem Getreuen begleitet, nach der Grabstätte. Sie stiegen hinab in die kältende Gruft; der Sargdeckel sank und — Dank dir, gütige Vorsehung! der todte Graf stand als Küniger da! Keine Puppe — sondern Helene, zwar modern, doch völlig kennbar noch, lag vor Mazeppa's forschendem Blicke. Eine Locke des schwarzen Haupthaares wagte er der Geliebten zu rauben, dann verließ er die Stätte des Todes.

Mazeppa befahl zum Aufbruche. Einen zufriedenen Blick warf er auf das verödete Schloß, einen andern auf des Grafen Dienerschaft welche, dem Leben wiedergegeben, laut ob der Befreiung von ihrem tyrannischen Herrn aufjauchzte; dann sprengte er fort! nach seiner neuen Heimath.

Mazeppa erlebte das späteste Greisenalter doch vermählt hat er sich nie.

Der Araber und sein Pferd.

Ein Araber und sein Stamm hatten die Caravane von Damaskus in der Wüste angegriffen und nach schwacher Gegenwehr einen vollkommenen Sieg davon getragen. Schon waren sie beschäftigt, ihre reiche Beute aufzuladen, als die Reiterei des Pascha's von Acre, jener Caravane zum Schutz entgegen geschickt, plötzlich die siegreichen Araber überfiel, den größten Theil derselben niedermachte, die andern gefangen nahm und gefesselt nach Acre führte, um sie dem Pascha zum Geschenk zu machen.

Einer dieser Söhne der Wüste, Abu el Marsch, hatte in dem Gefecht eine Wunde am Arm erhalten; da sie aber nicht tödtlich war, so banden die Türken ihn auf ein Kameel, bemächtigten sich seines Pferdes und führten es gleich seinem Herrn mit sich fort. Den Abend, bevor sie Acre erreichten, schlugen sie ihr Nachtlager mit ihren Gefangenen in den Bergen von Saphadt auf, und der verwundete Araber, dem man die Beine mit lederen Riemen zusammengebunden hatte, erhielt seine Lagerstätte ganz nahe bei den Zelten der Türken.

Während der Nacht (der Schmerz seiner Wunde hätte ihn wach gehalten) hörte er plötzlich sein Pferd unter den andern wiehern, die, nach der Sitte des Orients, rings um die Zelte gebunden waren. Er

erkennt seine Stimme. Da kann er dem Verlangen nicht widerstehen, noch einmal mit dem Gefährten seines Lebens zu reden, und mühsam rutscht er mit Hülfe der Hände und Kniee auf der Erde fort, bis er zu seinem Rosse gelangt.

„Armer Freund“, sprach er, „wie wird es Dir ergehen bei den Türken? Du wirst eingekerkert werden in die Gewölbe ihres Khans mit den Pferden eines Agas oder Pascha's; die Frauen und Kinder werden Dir nicht mehr Kameelmilch bringen, nicht mehr Gerste und Durra in der hohlen Hand! Frei wirst Du nicht mehr umherlaufen, wie der Wind aus Egypten, und Deine Brust wird nicht mehr die Wasser bes Jordan's durchschneiden, die einst Dein Haar, weiß wie Dein Schaum, netzen! Kehre zurück zu dem Zelte, das Du kennst, sage meinem Weibe, daß Abu-el-Marsch nie mehr zurückkehren wird, und strecke Deinen Kopf zwischen die Vorhänge des Zeltes, um die Hände meiner Kleinen zu lecken!“

Nachdem er so gesprochen hatte, zernagte er mit Zähnen den Strick von Ziegenhaar, womit die Araeber ihre Pferde anzubinden pflegten, und das Thier war frei: aber da es seinen Herrn verwundet und gefesselt zu seinen Füßen sah, begriff das treue und kluge Ross mit seinem Instinkt, was keine Sprache ihm hätte sagen können. Es senkte den Kopf, es beugte seinen Herrn, und mit den Zähnen ihn dann an dem Ledergürtel erfassend, den er am Leibe trug, sprengte es im Galopp davon, und brachte ihn bis zu seinem Zelte. Dort wirft es seinen Herrn auf den Sand zu den Füßen seiner Gattin und seiner Kinder, aber zugleich stürzt es todt vor Ermattung zusammen. Der ganze Stamm hat es beweint, die Dichter haben es besungen, und noch lebt es fort in dem Munde der Araeber von Jericho.

Die Mahnung.

Vor wenigen Jahren stand in der Nähe des Schlosses St. Martin an dem Flüsschen Aetissen ein hölzernes Kreuz, welchem eine Tafel mit einem bereits ganz unkenntlichen Gemälde angeheftet war. Ein Fremder hatte sich gebadet, und lag mit einem Buch im Erlenschatten, als dem Fluß entlang ein Mütterchen heran schlich, und vor dem Kreuze sitzend niederkniete.

„Ist hier ein Unglück geschehen?“ fragte der Fremde, als er sich genähert hatte.

„Ihr seht doch das Grab,“ war die Antwort, indem die Frau auf eine kaum bemerkbare Erhöhung zeigte.

Einige Groschen machten die etwas wortfarge Alte gesprächiger und der Fremde erfuhr von ihr folgende Geschichte

„Als im Jahr 1809 die Franzosen nach Deutschland kamen, trieben sie ihr Wesen abermals im friedlichen Innkreise. In und um St. Martin war Alles davon überschwemmt, und die in dieser Gegend von jeher gut erhaltene Jagdbarkeit gewährte den bärtigen Ausländern manch' angenehme Abwechslung in ihrem Tagewerk. Der Fuchs und Edelmarkder wurden ihrer Pelze los, und viele Stellen sah man, wo der verwundete Dammhirsch die Erde aufgewühlt mit seinen Schaufeln, bis der Tod ihn versöhnte mit dem heiß empfungenen Blei.

Die herrschaftlichen Jäger sahen sich als Fremdlinge in ihrem Revier, als Nullen in ihrem Dienste, und an ernstern Zwistigkeiten mit den ungebetenen Gästen fehlte es nicht. Vortüglich erbittert blieben sie aber seit dem Unglücke eines ihrer Kameraden, den die Franzosen erbarmlich geschlagen und verwundet hatten.

Eines Tages, als die militärischen Wildschützen mit einem bedeutenden Raube auf dem Heimwege sich befanden, trafen sie mit einem Herrschaftsjäger zusammen, der ihnen dringend, doch mit höflichen Worten vorstellte, daß im ganzen Revier bald nichts mehr zu finden sein würde, als einige Nachtenten und Eichhörnchen, wenn sie das Wild so ganz ohne alle Rücksicht auf Alter und Jahreszeit zusammenschössen, und daß sie zugleich auch selbst verlieren müßten, weil auf diese Art ihre Freude nicht lange dauern könne.

Daß er verstanden werde, wußte er recht gut, denn die Gesellschaft bestand aus Offizieren, von denen mehrere deutsch sprachen. Unglücklicher Weise aber war darunter der Commandirende selbst, der seinen herzlosen Kriegerstolz und sein Majestäts-Ansehen als Vorgesetzter tief angegriffen fühlte durch die zurechtweisende Vorstellung eines einfältigen Forstgehülfsen, und deshalb auf französisch und deutsch in kraftvollen Flüchen auf ihn losdonnerte.

Seine Begleiter thaten nun desgleichen, ja, einige drohten mit erhobenem Gewehre — da knallt

es, und — der Commandirende stukt mit einem
»mox dieu!« zusammen.

Niemand wußte im ersten Augenblicke, woher diese Kugel kam, denn von den Umstehenden hatte keiner geschossen; aber leider sah man sogleich die letzten Ringe des aufgedampften Pulvers, die über einem nahen Gebüsch sich erhoben, und eiligt war Alles auf den Weinen, um diese Spur zu verfolgen. Nur drei Franzosen, worunter ein Feldarzt, blieben bei dem Verwundeten zurück. Der anwesende Herrschafstjäger wurde entwaffnet und bewacht.

Es dauerte nicht lange, als die Verfolger mit einem Jägerburschen zurückkamen, den sie mit Koblenstößen und muthwilligen Neckereien vor sich hertrieben. Er zählte kaum sechszehn Jahre, war schlank gewachsen, wohlgebildet, mit ernster Miene, und gestand ohne Umstände und mit seltener Unerschrockenheit, daß er der Thäter sei.

Unterdessen hatte der Feldarzt dem Commandanten untersucht und verbanden. Er war nicht gefährlich verletzt, denn die Kugel ging durch die Weichgebilde der Schulter.

Die beiden Jäger wurden mit auf den Rücken gebundenen Händen abgeführt, und ein Wagen geschickt, um den Verwundeten nach Hause zu bringen.

Schon am folgenden Morgen erfuhr der arme Junge, daß er sterben müsse. Kein Verhör, keine Untersuchung ging diesem Urtheil voran. Den andern Jäger entließ man mit der Drohung, daß auch seinen Kopf eine französische Kugel erwarte, falls er sich nochmals einfallen ließe, in seinem Revier den Herrn zu hiehlen.

Der sechszehnjährige Knabe schien anfangs nicht zu überlegen, welcher gewichtvolle Ernst in dem Worte: Todesurtheil liege, oder überhaupt an dessen Vollziehung nicht zu glauben; denn er hörte dasselbe ruhig und mit verachtender Miene an. Als aber der Priester kam, den die christlichen Herren ihm ungebeten zuschickten, da veränderte sich sein ganzes Wesen. Er fing an heftig zu weinen, verlangte nach seiner Mutter, umflammerte den Mann Gottes und beschwor ihn bei Allem, was heilig ist, Gnade zu erwirken.

Der alte Priester, dem sein Pfarrkind immer als eine ruhige, unbescholtene Seele bekannt war, konnte sich der Thränen nicht enthalten und hätte keine Bitte nöthig gehabt, um Alles für die Rettung zu versuchen. Allem der Commandant ließ ihn nicht

einmal vor, schickte aber den Befehl, daß er wegen eines warnenden Beispiels, und um so weniger Morden geben könne, als der junge Verbrecher absichtlich einen Mord begehren wolle. Zugleich gab er wiederholt den Befehl, außer dem Priester, Niemanden einen Besuch bei dem Verurtheilten zu gestatten.

Die Hälfte von den zur Vorbereitung zum Tode gegönten 24 Stunden war vorüber, und der schon völlig ohne Besinnung wimmernde Knabe hatte aus des Priesters Hand bereits die heilige Wegzehrung empfangen, als er gegen Mitternacht einschlief.

Der geistliche Tröster verließ ihn nicht, so sehr er sich selbst erschöpft fühlte.

Vier Stunden vor dem furchtbaren Gange schlug der Unglückliche die Augen auf. Es war kein Schlaf, der neue Kraft gab für den Kampf mit Schmerz und Ergebung, denn abgespannt und schweigend starrte er um sich her. Nur einmal raffte er sich auf, indem er noch Thränen fand und Worte für die herzdurchwühlende Bitte, seine Mutter zu sehen.

Dies war aber auch die letzte Anstrengung seiner Seele auf den Körper, denn er versiel darauf in eine gänzlich gleichgültige Betäubung, und wurde in diesem Zustande, da er durchaus nicht zu gehen vermochte, auf einen Wagen, und auf den Richtplatz geschleppt.

Die Mutter des Unglücklichen, welche mehrere Stunden entfernt lebte und ihr täglich Brod durch Handarbeit verdiente, hatte durch mitleidige Menschen geheime Nachricht von dessen Verurtheilung erhalten, und kam in einem erbarmungswürdigen Zustande und in demselben Momente vor der Wohnung des Commandanten an, als ihr Sohn bereits auf dem Todeswege sich befand. Ein Versuch, durch die Begleitung zu dringen, um ihr einziges Kind zu umarmen, wurde von roher Hand zurückgewiesen.

Wie eine Wahnsinnige bestürmte sie nur die Wohnung des Commandanten, allein die Wachen lächelten über ihre ohnmächtige Kraft. Da erbot sich ein angesehenere und den Offizieren bekannter Bürger, jede Verantwortung auf sich zu nehmen, wenn man die Mutter in seiner Begleitung vorsetzte. Es ging.

Der Commandant lag ruhig auf seinem Sopha und rauchte zu den unbedeutenden Schmerzen seiner Wunde die Morgenpfeife, als dieser Bürger unan-

gewendet zu ihm in's Zimmer trat, während er die Mutter vor der Thüre warten hieß. Diese aber drang unaufhaltbar ihm nach und froh auf den Knien zu dem schwanfenden Gebieter über Tod und Leben. Schluchzen und Verzweiflung hinderten sie zu sprechen. Kaum aber vernahm sie seine Stimme in den Worten: „**Rein Pardon!**“ so fiel sie mit dem erschütternden Ausrufe: „**Jesu's Maria!**“ ohnmächtig um.

„Schafft sie mir vom Halse!“ rief er auf französisch einem Bedienten zu, und ergriff unwillkürlich ihre Hand, um sie mit Hülfe des Bürgers aufzurichten; aber sogleich ließ er sie las, langte nach einem goldenen Kreuze, das an ihrer Brust sichtbar wurde, firrte das bleiche Gesicht, schlenderte seine Pfeife von sich, daß sie in Stücke sprang, rannte aus dem Zimmer, und schrie wie wahnsinnig den Befehl aus: Pardon, Pardon zu überbringen und den Arzt zu holen.

Alles dieses war das Werk einiger Augenblicke. Hierauf eilte er auf sein Zimmer zurück, hob die Ohnmächtige auf das Sopha, und blieb, den Blick unverwandt auf sie gerichtet, mit verschränkten Armen vor ihr stehen.

Nach einigen Minuten kam der Arzt, und mit ihm die Nachricht, daß der Pardon — zu spät gekommen sei. Ingleich überbrachte man einen goldenen Ring des Erschossenen, bei dessen Besichtigung der Commandant schwankend auf einen Stuhl niedersank, und alle Anwesenden, den Arzt ausgenommen, abtreten hieß.

Dieser that seine Pflicht an der Ohnmächtigen, und jener beschäftigte sich mit dem Ansehen seines Gewissens, das ihm die Vergangenheit mit drohender Stimme ins Gedächtniß rief.

Er erzählte ihm, daß er vor sieben Jahren als Reisender durch diese Gegend einige Zeit in P.* zugebracht, daselbst die Tochter eines armen Bürgers, ein unschuldiges Geschöpf von vierzehn Jahren, verführt, aber schon bei seiner bald darauf erfolgten Abreise vergessen und dem Spotte preisgegeben habe; daß sie durch ihn — Mutter geworden; und er, als Vater, nun auch der Mörder ihres Sohnes sei.

Kreuz und Ring waren nebst den dadurch wieder erkannten Gesichtszügen seiner einst so zärtlich behandelten Katharine die sichtbarsten Beweise dieser Wahrheit. Ludwig hieß sie ihren Sohn —

Ludwig hieß ja auch der Vater; sie hatte ihn nicht vergessen, und wie, wie hatte sie nicht gebetet um das Leben seines eigenen Kindes!

Er schauderte bei dem Gedanken, daß der Himmel es war, der dem Sohne das Morgengewehr an die Wange gelegt, um seinen Vater an eine schön' vergessene Pflicht zu erinnern, und eng und enger fühlte er die Kehle geschnürt, da der Sohn ihm vor-schwebte als das verblutete Opfer einer so gerechten Mahnung. Wäre ihm ja noch ein Zweifel geblieben über die Wahrheit dieses Zusammenhanges, so hätte ihn Katharinen Erwachen zur Genüge in's Reine gebracht. Der Arzt bemerkte wohl, daß er nun doppelt überflüssig sei, und emfernte sich, ohne einen Wink hiezu abzuwarten.

Sie versuchte es, sich aufzurichten, allein der Körper gehorchte nicht. „Ludwig,“ sprach sie mit matter Stimme, indem sie im Zimmer herumblickte; dann heftete sie die Augen auf den Commandanten, der noch immer nicht wußte, ob er wirklich von ihr erkannt sei; er sah sie schweigend an — „Ludwig, der Vater ist da — sind Sie sein Vater? bringen Sie mir den Sohn,“ so redete sie fort, die Hände gefaltet und stehend, daß Thränen auf den Busen rollten. Der Vater aber, mit ver-schuldbelasteten Seele, konnte es so nicht länger aus-halten; mit dem Rufe: „Katharine,“ faßte er ihre Hand, und nach einem krampfhaften Schütteln stürzte er fort in ein anstößendes Zimmer. „**Meinen Sohn, meinen Sohn!**“ rief sie ihm nach und die Verzweiflung verlich ihr neue Kräfte, sie raffte sich auf und schleppte sich zur Thür — sie war verschlossen. — „**Meinen Sohn, meinen Sohn!**“ schrie sie laut auf. Ein Schuß fiel, und sie stürzte nieder, daß der Boden dröhnte in dumpfem Schall.

Schnell füllte sich das Zimmer mit Dienern und Offizieren.

Katharina war unverletzt, und wurde wieder auf das Sopha getragen. Man sprengte die verschlossene Thür, und fand den Commandanten wie er sich wälzte im eigenen Blut. Der Arzt war zugegen, aber seine Kunst vermochte nichts mehr.

Der Vater, als Kindes- und Selbstmörder, lebte nur noch so lang und in einem Zustande, der ihm erlaubte, die Ereignisse dieser zwei Tage zu erklären.

Katharine, welche er der ärztlichen Er-

salt empfahl, vernachte er einen Theil seines Vermögens mit der Witte, ihm zu verzeihen, dann gab er noch Befehl, ihn bei seinem Sohn zu begraben.

Die unglückliche Katharine erholte sich zwar am Körper, nicht aber an der Seele, denn sie bekam bald darauf Anfälle von Wahnsinn, und starb nach zwei Jahren in einem Versorgungshause.

Das Mütterchen, welches diese Geschichte erzählte, ist eine arme Bleicherin an der Actissen und Katharinen's Schwester. —

Das Berggiftmeinnicht.

Im Jahr 1809 befand sich in dem damals in Strassburg garnisonirenden 12. Linien-Regiment ein Sergeant, Namens Pierre Vitois, der aus dem halbwilden Theile von Burgund, welcher unter dem Namen Marvan bekannt ist, herstammte und den seine Kameraden nur: Peter den Eisenfresser nannten. Er war ein braver Soldat in der vollen Bedeutung des Wortes und, wie man im Regimente sagte, zähe wie Hoseneder. Immer der erste im Feuer und der letzte im Feuer, galt er für einen Menschen, der nur zwei Dinge in der Welt liebe, den Pulvergeruch und das Pfeifen der Kugeln. Diejenigen, die ihn auf dem Schlachtfelde gesehen hatten, wenn er sich mit flammendem Auge, starr hervortretendem Schnurbarte und schnaubender Nase mitten ins Getümmel hineinstürzte, pflegten zu sagen, daß ein Handgemenge für den Eisenfresser nur ein Spiel sei.

Eines Tages nun fiel es unserm Freunde Peter ein, einen Brief an seinen Obersten zu richten, in welchem er ihn um Urlaub bat, damit er seine alte schwer erkrankte Mutter pflegen könne. Er fügte hinzu, daß sein Vater 78 Jahre alt und gelähmt sei, und folglich der armen Frau nicht warten könne. Auch versprach er, sogleich nach wiederhergestellter Gesundheit seiner Mutter zurückzukehren.

Der Oberst gab zur Antwort, daß das Regiment jeden Augenblick den Befehl zum Aufbruch ins Feld zu erwarten habe und daß daher Urlaub selbst auf wenige Tage nicht erteilt werden könne.

Wierzehn Tage später erhält der Oberst einen zweiten Brief. Peter zeigte darin dem Oberst an, daß seine Mutter gestorben sei und den Kummer, ihren Sohn nicht mehr sehen zu können, mit in das Grab

genommen habe; als gute und zärtliche Mutter habe sie gewünscht, ihm ihren Segen zu hinterlassen. Peter bat dann nochmals um Urlaub auf einen Monat. Er schrieb, daß er den Beweggrund dazu nicht angeben könne, da er auf einem Familiengeheimniß ... Er bat aber den Obersten dringend, ihm diese Gunst nicht zu verweigern.

Der zweite Brief hatte eben so wenig Erfolg wie der erste. Indes gab der Capitain des armen Soldaten ihm den Bescheid mündlich. Peter, sagte er zu ihm, der Oberst hat Deinen Brief erhalten. Es thut ihm leid, daß Deine alte Mutter gestorben ist, aber er kann Dir die Erlaubniß, die Du verlangst, nicht geben, denn das Regiment marschirt morgen von Strassburg ab.

— So, das Regiment marschirt morgen von Strassburg ab, und wohin geht es, wenn ich fragen darf?

— Nach Oestreich. Wir wollen Wien besuchen, mein braver Vitois. Wir wollen uns mit den Oestreichern schlagen. ... Das ist Dir doch lieb, nicht wahr? ... Da wirfst Du dein Wort mit-sprechen, mein tapferer Junge.

Peter gab keine Antwort; er schien in tiefes Nachdenken versunken. Der Capitain nahm ihn bei der Hand, schüttelte sie ihm kräftig und sagte ihm: Aber was fehlt Dir mir ... bist Du heute taub? Ich sage Dir, daß Du innerhalb acht Tagen Dich mit den Oestreichern herum-schlagen sollst, und Du dankst mir nicht einmal für die gute Nachricht? Du scheinst mich gar nicht einmal verstanden zu haben?

— Doch, Herr Capitain, ich habe Sie vollkommen verstanden, und danke Ihnen für die Neuigkeit; es freut mich sehr, sie zu hören.

— Nun, das lasse ich mir gefallen.

— Also ist gar keine Möglichkeit da, Herr Capitain, den Urlaub zu erhalten?

— Bist Du toll? ... Urlaub? kurz vor dem Abmarsch ins Feld!

— Daran habe ich nicht gedacht ... Wir sollen ins Feld ... Freilich, in einem solchen Augenblick wird kein Urlaub erteilt.

— Er wird aber auch nicht gefordert!

— Sie haben recht ... Er wird auch nicht gefordert ... Das sähe aus, wie wenn man den Muth verloren hätte ... Auch will ich keinen Urlaub mehr ... Ich werde wohl schon ohne den Urlaub fertig.

— Das ist auch das Beste, was Du thun kannst. Am andern Tage rückte das 12. Linien-Regiment in Deutschland ein.

Den andern Tag war Peter der Eisenfresser desertirt.

Drei Monate später, als das 12. Linien-Regiment, nachdem es auf den Schlachtfeldern von Wagran eine reiche Ruhmesernte gemacht, seinen Sieges-Einzug in Strasburg hielt, wurde Peter von einer Gensd'armie-Brigade schimpflich zu seinem Regiment zurückgebracht.

Bald nachher trat das Kriegsgericht zusammen. Peter wird angeklagt, desertirt zu sein, in dem Augenblicke, als das Regiment im Begriffe gestanden habe, dem Feind entgegen zu treten.

— Peter, Du kennst mich nicht, aber ich kenne Dich. Ich habe Dich bei Austerlitz gesehen und da hast Du dich brav gehalten. Von dem Tage an, Peter, habe ich lebhaft und aufrichtige Achtung für Dich gefaßt. Als ich gestern in Strasburg ankam, hörte ich von Deinem Verbrechen und Deiner Verurtheilung. Der Gefangenwärter ist mir verwandt, und da habe ich denn die Erlaubniß ausgewirkt, mit Dir sprechen zu dürfen. Peter, wer dem Tode entgegengeht, schnt sich in der Regel nach einem Freunde, dem er sein Herz öffnen und die Erfüllung irgend einer geheiligten Pflicht übertragen kann. . . Wenn Du willst, Peter, so will ich Dir ein solcher Freund sein. . .

— Dank, Kamerad, erwiderte Peter kurz.

— Hast Du mir nichts zu sagen?

— Nichts.

— Was! Kein Lebewohl für Deine Geliebte, Deine Schwester?

— Eine Geliebte? . . . Eine Schwester? . . . die habe ich niemals gehabt.

— Für deinen Vater?

— Einen Vater hab' ich nicht mehr. Er ist vor zwei Monaten in meinen Armen gestorben!

— Für Deine Mutter?

— Für meine Mutter? . . . sagte Peter mit pflögl'ich durchaus ungewandelter Stimme, für meine Mutter! Ach! Kamerad, sprich den Namen nicht mehr aus, denn den Namen habe ich niemals gehört, habe ihn niemals in eigenen Herzen ausgesprochen, ehne wie ein Kind bewegt zu werden. Und wenn ich

in dem jetzigen Augenblicke von ihr reden wollte, so würde es mir vorkommen, als . . .

— Nun?

— Als müsse ich weinen. . . Und weinen soll ein Mann nicht! Weinen, sagte er mit stark erregter Stimme, weinen, jetzt, wo ich kaum noch ein Paar Stunden zu leben habe, ha! das würde von wenig Muth zeugen!

— Du urth. ist zu streng, Kamerad. Ich glaube, Gott sei gedankt, eden so viel Muth zu besitzen, wie ein Anderer, und doch würde ich beim Andenken an meine Mutter mich der Thränen nicht schämen.

— Sprichst Du wahr? sagte Peter und ergriff schnell die Hand des Unteroffiziers. Du bist ein Mann, Du bist ein Soldat und Du weidest nicht schamroth werden, wenn Du weintest?

— Beim Andenken an meine Mutter? . . . gewiß nicht. Sie ist eine treffliche Frau, sie liebt mich zärtlich und ich liebe sie wieder von ganzem Herzen.

— Sie liebt Dich? Du liebst sie? . . . Oh, dann will ich Dir Alles sagen, meine Seele ist voll, sie muß überströmen, und wie sonderbar Dir auch die Gefühle erscheinen mögen, die in mir leben, so wirst Du meiner deßhalb doch nicht spotten, dessen bin ich gewiß. Hör' mir also zu, denn was Du vorhin gesagt hast, ist allerdings wahr, man fñhlt sich glücklich, wenn man in der Todesstunde ein Herz findet, dem man sich mittheilen kann. . . Nicht wahr, Du willst mir zuhören? Nicht wahr, Du willst meiner nicht spotten?

— Ich höre, Peter. . . Wer dem Tode bestimmt ist, darf nie andere Gefühle, als Mitleid und Theilnahme hervorrufen.

— Nun, so muß ich Dir sagen, daß ich, seitdem ich in der Welt bin, nur ein Wesen geliebt habe, meine Mutter! . . . Die aber habe ich geliebt mit Allem was Kraft und Leben in mir ist. Schon als kleines Kind las ich ihre Gedanken in ihren Augen, wie sie meine Gedanken in den meinigen. Ich errieth, was sie wünschte, sie kannte all' mein Schonen. In meinem Herzen war sie mein Ich, in dem ihrigen lebtenur mein Bild. Weder Geliebte noch Freundin habe ich jemals gehabt, und auch Freunde besaß ich nie. Meine Mutter war mein Alles. Als ich nun unter die Fahnen berufen wurde, als es hieß, daß ich sie verlassen müsse, ergriff mich die heftigste Verzweiflung und ich erklärte, daß man selbst mit Gewalt mich nicht lebend von der Seite meiner Mutter

reißen könnte. Mit einem etzigen Worte wandelte sie, die eine Hochgesinnte und muthige Frau war, alle meine Entschlüsse um: „Peter, Du mußt fort,“ sagte sie zu mir, „ich will es.“ Da kniete ich vor ihr nieder und sagte: „Ich gehe, Mutter.“ — „Peter,“ fügte sie darauf hinzu, „Du bist ein guter Sohn und ich danke Gott dafür; aber die Sohnespflichten sind nicht die einzigen, die der Mann zu erfüllen hat. Jeder Bürger schuldet sein Leben dem Vaterlande, es ruft Dich, gehorche! Du mußt Soldat werden; von dem Augenblicke an gehört Dein Leben nicht mehr Dir, sondern dem Vaterlande. Fordert es von Dir, daß Du es opferst, so seilsche nicht darum. Ist es Gottes Wille, daß Du vor mir stirbst, so werden alle Thänen meiner Seele Dir fließen, aber ich werde sagen: Er hat mir ihn gegeben, Er hat mir ihn genommen, sein Name werde gehelliget! Drum mache Dich auf, und wenn Du mich liebst, so thue Deine Pflicht!“ Diese Worte der Heiligen habe ich wohl im Gedächtnis behalten. Thue Deine Pflicht! hat sie gesagt: die Pflicht des Soldaten besteht darin, immer und überall zu gehorchen: und gehorcht habe ich immer und überall. Sie bestete auch darin, daß er gerade vor sich hinstreitet, durch alle Gefahren hindurch, ohne Bedenken, ohne Erwägung; und gerade vor mich hin bin ich geschritten, durch alle Gefahren hindurch, habe nicht bedacht, noch erwogen. Wer mich so den Kugeln entgegenellen sah, pflegte wohl zu sagen: „Das ist ein Mann, der seine Mutter aufrichtig liebt.“

Eines Tages erhielt ich einen Brief, der mir meldete, daß die theure, arme Frau krank sei! Ich wünschte sie zu sehen. Ich bat um Urlaub, erhielt ihn aber nicht. Ich dachte an ihre letzten Worte: Wenn Du mich liebst, so thue Deine Pflicht! Ich faste mich also in Ergebung. Kurz darauf erfuhr ich, daß sie gestorben sei. . . Da verlor ich den Kopf. Um jeden Preis, Allen zum Troste wollte ich heimkehren. Woher kam dieser lebhafteste, dieser überwältigende Wunsch, den Ort zu sehen, an dem meine Mutter gestorben war? Das will ich Dir jetzt gestehen; und da Du selbst eine Mutter hast, da Du sie liebst und von ihr geliebt wirst, so wirst Du mich verstehen. . .

Wir Bauern in Morvan sind einfache, leichtgläubige Menschen; uns fehlt der Unterricht und das Wissen der Städter, an ihrer Stelle haben wir einen gewissen Glauben, den die Städter Aberglau-

ben nennen. Was kommt aber auf das Wort an? Aberglaube oder Glaube, wir haben ihn einmal und Der müßte sehr geschickt sein, der ihn aus aus der Seele rauben wollte. Ein Glaube der Art, an dem wir am meisten festhalten, geht dahin, daß der ersten auf einem Grabhügel entsprossenden Blume die Kraft inne wohne, daß, wer sie pflückt, sicher sein kann, den Todten nie zu vergessen und von ihm nie vergessen zu werden. Ein herrlicher, bezaubernder Glaube! Mit ihm im Herzen hat der Tod nichts Schreckliches mehr, denn der Tod ohne Vergessenheit ist nichts als süßer Schlummer, als die Ruhe nach langer Anstrengung. . .

Diese Blume habe ich auf dem Grabe meiner Mutter entsprossen sehen, habe ich pflücken wollen! Nach einem zehntägigen beschwerlichen Marsche bin ich bei dem Grabe meiner Mutter angelangt. Die Erde auf demselben schien noch frisch zu sein; noch keine Blume hat sich gezeigt. Ich warte. — Sechs Wochen verstrichen; da endlich, als die ersten Sonnenstrahlen eines schönen Tages sich zeigen, sehe ich eine kleine Blume von himmelblauer Farbe sich öffnen. Es war eine von denen, welche die Städter Myosotis, wir Landleute aber: Berg-ismennich, nennen. Als ich sie pflückte, vergoß ich Thränen der Freude, denn es kam mir vor, als sei diese kleine Blume die Seele meiner Mutter, als habe sie meine Gegenwart empfunden und unter der Gestalt der Blume herabgetreten, um sich mit mir wieder zu vereinigen.

Nichts hielt mich nun länger in der Gegend zurück, denn mein Vater war meiner Mutter bald in das Grab gefolgt und was konnte mir noch fehlen, jetzt, wo ich die kostbare Blume besaß? Ich erinnerte mich der Mahnung meiner Mutter: „Thue Deine Pflicht!“ Ich suchte die Gens'armen auf und sagte zu ihnen, ich bin desertirt, verhaftet mich!

Jetzt, da ich sterben muß und, wie Du mich versichert hast, in Dir einen Freund besitze, sterbe ich ohne Bedauern, denn Du wirst mir gewiß den Dienst thun, den ich von Dir erbittete. Die Blume, die ich auf meiner Mutter Grab gepflückt habe mit Gefahr meines Lebens, ruht in einem Säckchen auf meinem Herzen. Versprich mir, dafür zu sorgen, daß man sie nicht von meinem Körper trennt. Sie ist das Band, das mich an meine Mutter knüpft, und müßte ich fürchten, daß dieses Band zerrißen werden soll, so würde ich nutzlos sterben. Sag.

verspricht Da wir, was ich wünsche?

— Ja, ich verspreche es Dir.

— Oh, dann gib mir deine Hand, daß ich sie an's Herz drücker! Du bist so gut gegen mich! Ich liebe Dich, und gäbe mir Gott durch die Kraft seiner Allgewalt das Leben wieder, so würde ich es für Dich in die Schanze schlagen.

Die beiden Freunde trennten sich.

Als Peter am folgenden Tage schon auf dem Nichtplatze angekommen, nachdem bereits das Todesurtheil verlesen worden war, ließ sich plötzlich dumpfes Gemurre und dann lautes Geschrei in den Reihen der Soldaten vernehmen. „Der Kaiser!... Es ist der Kaiser!... Der Kaiser lebe hoch!“

Er langte an und stieg vom Pferde; in seiner kurzen, raschen Weise trat er dann gerade auf den Verurtheilten zu und nannte seinen Namen.

„Peter,“ sagte Napoleon, „denke an die Worte der verstorbenen Nacht: Gott gibt Dir das Leben wieder, weiche es, nicht mir, sondern Frankreich! Auch Frankreich ist eine gute und ehrenwerthe Mutter!... Liebe sie, wie Du die andere Mutter geliebt hast.“ Er entfernte sich unter lautem Jubelruf der Menge.

Wenige Jahre nachher fiel Peter als Kapitän in der alten Garde bei Waterloo. Er hatte noch in seinem letzten Momente die Kraft gefunden zu rufen: Es lebe der Kaiser! Es lebe Frankreich! Es lebe meine weine Mutter. —

Der Volksfreund* an den lieben Leser.

Wenn Du die Erzählungen alle, welche ich bis dahin mitgetheilt, mit Aufmerksamkeit gelesen hast, so wirst Du als ein billig denkender Mann, und anders kenne ich Dich nicht, mir Kalendermacher das Zeugniß geben, daß ich auch dies Mal mir ernstlich angelegen sein ließ, Dir schon durch die Geschichten, die nun folgenden Anekdoten abgerechnet, eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung zu gewähren. Zwar steht es mir eben so wenig schön an, als andern Leuten, wenn ich mich selbst lobe, aber das darf ich doch sagen, daß ich beinahe ein ganzes Jahr lang, oft früh, oft spät, beschäftigt war, einen solchen Vorrath von Erzählungen bereit zu halten, daß ich auf dieselbe freundliche und viel-

sältige Aufnahme rechnen dürfte, welche mir das vorige Jahr zu Theil wurde.

Vorwärts! heißt das allgemeine Lohnwort unserer Tage bei Gelehrten, Künstlern, Handwerkern, sowie beim Landmann, und **Vorwärts** möchte auch ich, eingedenk des Sprüchleins, das ich einst auf der Schulbank lernte:

Besser machen, besser werden

Sei stets unstre Lust auf Erden.

In wiefern es mir gelungen ist, den guten Vorsatz auszuführen, mag der geneigte Leser selbst beurtheilen, der hiermit freundlich ersucht wird, darüber nicht unzufrieden zu sein, daß die Erzählung von dem fernern Schicksale des braven Tischlers und seiner beiden Gefährten, des Schlossers und Schneiders, in diesem Jahre fehlt

Ich kenne das schöne deutsche Sprichwort wohl: „Ein Wort, ein Wort, ein Mann, ein Mann“, und möchte in dieser Beziehung nicht wegen eines schlechten Beispiels bei dem ehrenwerthen Leser an Achtung verlieren, aber es heißt ja im vorigen Volksfreund deutlich: vielleicht wird es im nächsten Jahre erzählt; daher bringe ich auch die Sache jetzt bloß deswegen in Erwähnung, weil so vielfältig darnach gefragt wird. Nun sage ich aber, daß die Fortsetzung des lustigen Kleeblattes im nächsten Jahre ganz gewiß erscheinen wird.

Auch habe ich dem geneigten Leser ferner noch zu bemerken, daß ich durch gute Freunde in den Besitz sämmtlicher Gedichte von dem beliebten Dichter **M o r i z**, Schuhmachermeister von Eichstetten, gekommen bin. Obgleich einige davon schon vor etwa 20—30 Jahren bekannt wurden, so sind doch auch mehrere davon noch nie im Druck erschienen, daher macht sich der Volksfreund ein Vergnügen daraus, diese wirklich schönen, launigen Gedichte der Vergessenheit zu entreißen und jedes Jahr einige davon dem freundlichen Leser aufzutischen.

Es folgen hier zwei der bekanntesten, um den Leser an den wackern Dichter **M o r i z** zu erinnern:

Der Wetterprophet.

Sich dunkel am Himmel un neblig am Wald,
Der Oberluft suslet un s'Wetterglas fällt,
Hörsch d'Güller nit kräta, sub d'Wolke ziehn uf,
S'git Kege, Hans Michel, sey wett' i der druf.

Soll git's an, sait s'Väbi, i zwisle nit dra,
Der Duback wird nasser un d'Pfanne brennt a,
D'Fisch steche wie's Lueder Ehrükwählig drauf los,
Un lutter so kleini, mer sieh sie kuum blos.

Kueg s'Schwälmle fliegt nieder un s'Imml, zieht i,
Es zuckt mer mi Schenkel un rist mer mi Knie,
Un d'Egerste Auge, die brenne mi jo,
Wie Für an de Zehe, kum kann i wo stoh!

Un d'Häehner thuen lause, un s'Rägli frist Gras,
S'git Nege, denn s'Wasser lauft über im Glas,
D'Spinnsobbe zieht schneller, s'Raubfröschli hoct
na, —

D'Wind stritte, s'gibt Nege, i zwisle nit dra.

Un g'wifferi Zeiche ka's feini meh geh,
Als d'Windöbrut, sell hani erst vorig no g'seh,
S'het g'wirblet, Gott d'bütis, s'het bruuset und
g'ruust

Un s'het mer, kash denke, Gottsjämmerli gruust

Der Vater der Mensche, der Schöpfer der Welt,
Het Alles so prächtig, so ordeli bestellt;
Er schenk' is us Gnade, doch wie es ihm g'fällt,
E g'segnete Nege, mer bruchtene halt. —

Wi Schöppli.

Es isch bi Gott! e durstig Johr,
Baas Margreth, was i bitt',
E Schöppli Alte, s'het fei Gfohr,
I förch' mi Schöppli nit.

Un g'schafft han i scho her un bi,
Un g'schwiget unterm Huert,
Un bi gar selli durstig g'ü,
Drum schmeckt mer s'Schöppli guet.

Zwor hen gar mengi richi Vät
Champagner vor sich stoh,
Doch was sie trinke, s'schmeckt en nit,
Was hätt' i do dervo?

Was batt' en all' Ihr Geld un Guet
Un all' ihr Guet un Geld?
En g'sunde un en frohe Rueth.
Schloft bussen uffem Feld.

Drum luegt mi au uf Schweis un Mäh
Wi Schöppli fründli a,
Un grum's en Andre mit dem Wi,
I ha mi G'falle dra.

Ich wette, der geneigte Leser kann nicht anders,
er bleibt mein Freund, wir gehen mit einander
hinüber in den goldenen Apfel, wir stoßen an, und
ich fahre fort, eine Reihe schöner Anekdoten zu
erzählen.

Wohlfeile Jagd.

In —weier, der dicke Ringwirth, ist ein Fuchs und
ist er nicht betrogen worden, so hat er doch betrogen,
wenigstens den Zundelfrieder, seligen Andenkens,
der doch auch ein schlauer Geselle ist. Nimmt er,
nemlich der Ringwirth, Abends die Büchse auf die
Schulter, legt das Pulverhorn um und trinkt ein
Schnäpßchen oder zwei, und „Frau“ sagt er, „sei
nicht bange, wenn ich spät uach Hause komme,
's gibt eine Fuchsjagd.“ — Wie er aber in den Wald
kommt, die Sonne sieng eben hinter die Berge und
der Mond leuchtete hell und freundlich, da rauscht's
im Gebüsch und der Ringwirth spitzt das Ohr und
legt die Büchse an, aber nicht lange. Denn es gräbt
jemand eine Grube und lacht auf die Seite und denkt:
„Du bist mein.“ — Es war doch der Zundelfrieder,
der wieder ein ehrlicher Kerl war, nemlich ein
Wilddieb und neben ihm liegen ein Paar Hasen,
frisch aus der Pürsche. Aber der Ringwirth steht
hinter einem Baume und borcht, und wie der Frie-
der die Hasen verscharrt hat und fortgeht, so tritt
er vor als ginge er seines Weges. Wie ihn der
Frieder sieht, macht er ein schelmisch Gesicht: „Guter
Freund, sagt er, leihe er mir ein Paar Körnchen
Pulver, ich habe ein fettes Reh' im Gehege.“ Doch
der Ringwirth erwidert: „Kann nicht sein, habe
mich verschossen und bringe selbst nichts heim als
müde Knochen und guten Appetit.“ Da lacht der
Frieder in seiner Art und geht und schaut sich um,
als wollte er sagen: Habe ich die Hasen für dich ge-
schossen oder für den Zundelfrieder, du Strolch! —
Wie ihn der Ringwirth verschwinden sieht gegen das
Dorf zu, so kommt er aus dem Walde vor und
gräbt nach und findet die Hasen und sagt, indem er
sie in den Ranzen steckt: „Jetzt habt ihr den rechten
Herrn.“ — Was der Frieder für Augen machte, als

er nachsuchte und das Nest leer fand, weiß ich nicht, aber wahrscheinlich große.

Merke: Wer einen Schatz hat, der behalte ihn und sei vorsichtig, besonders wenn der Ringwirth von — weier in der Nähe ist, oder der „Wellsfreund“, denn die verstehen einander und was der Eine thut, das schreibt der Andere. —

Abgebligt. „Hört, guter Freund!“ riefen ein paar junge muthwillige Herren zu Pferde einem Bauer, der eben Kraut pflanzte, zu: „Was gebt ihr uns, wenn wir Euch beweisen, daß Ihr ein Krautkopf seid?“ — „Nichts,“ sagte der Bauer: „denn solche Kunststücke kann ich so gut machen wie Ihr — ich will Euch wohl gar beweisen, daß Eure Sättel Maulesel sind.“ — Die Herren waren verblüfft durch die so ganz unerwartete Antwort und wünschten den Beweis zu hören. — „Je nun, meine Herren,“ fing der Bauer, an; „was zwischen einem Pferde und einem Esel ist, das ist doch mein Lebtage ein Maulesel gewesen.“ —

— Der Landgraf Friedrich von Hessen-Kassel hatte gehört, der Pfarrer K. zu K. sei ein Geistesfehler. Als ihn eines Tages sein Weg auf einem Spazierritte durch K. führte und er den Pfarrer am Fenster erblickte, ritt er auf ihn zu und sagte zu ihm: „Ich habe gehört, Ihr könnt Geister eittren, ist das wahr?“ — „Ja, Ev. Durchlaucht,“ erwiderte K.: „sie kommen aber nicht.“

— Jrgendwo hatte man den Boden des Rathhauses seiner geeigneten Lage wegen zum Trocknen der Wäsche gebraucht. Nach mancherlei Beschädigung desselben, die Niemand vergüten wollte, rief der Bürgermeister im Zorn darüber aus: „Daß dich! So will ich doch auch von nun an keinen Menschen mehr aufhängen lassen als die — Rathsherren!“

— Ein englischer Matrose brachte einem Uhrmacher zu Bordeaux eine Uhr zum Repariren. Der Letztere bemerkte: Die Kosten würden höher kommen, als die Uhr selbst. „Das schadet nichts,“ erwiderte der Matrose, „ich gebe allenfalls das Doppelte dafür.“ — „Wie viel hat Sie die Uhr gekostet?“ — „Einen Schlag auf eines Franzosen Kopf,“ antwortete der Dritte.

— Ein preußischer Soldat war zum Tode verurtheilt worden, weil er eine der heiligen Jungfrau gewidmete Kapelle bestohlen hatte. Der Beschluß, so wie die Bittschrift des Soldaten, wurde Fried-

rich dem Einzigem vorgelegt. Der Soldat behauptete in seinem Memorial, die heilige Jungfrau sei von seinem Glende gerührt gewesen und habe ihm gesagt: Du hast sechs Kinder, welche du nicht erhalten kannst, nimm diesen Schmuck, der meine Kapelle ziert, mir ist er unnütz, ich schenke ihn Dir. — Der König ließ vier katholische Geistliche rufen. — „Glanbt ihr, daß die heilige Jungfrau Wunder thun könne?“ — „Ohne Zweifel.“ — „Unterzeichnet diese Erklärung!“ — Hierauf erließ Friedrich folgenden Ausspruch: „Hinsichtlich der Erklärung der vier untengenannten Geistlichen, welche behaupten, daß die heilige Jungfrau Wunder zu thun im Stande sei, wird das Todesurtheil jenes Soldaten kassirt. Allein wir verbieten ihm bei Todesstrafe, je wieder irgend ein Geschenk von der heiligen Jungfrau anzunehmen.“

— Man hat vorgeschlagen, Paris statt mit einer Steinmauer, mit Bienenkörben zu befestigen. Im Frieden könne man Wachs und Honig daraus gewinnen, und im Kriege die Bienen auf den Feind loslassen.

— Ein Schneider wollte einen Juden, der Bankrott gemacht, necken und sagte daher zu ihm: „Amschel! ich wollt' ich hätt' Euer Geld.“ — „Und ich,“ nahm der Jude das Wort: „wollt', ich hätt' Euern Verstand, dann hätten wir beide — nichts!“

— Folgende Zahlenverhältnisse zeigen die zunehmende Vermehrung des Christenthums von den ersten Zeiten der Kirche an bis in das neunzehnte Jahrhundert: Erstes Jahrhundert $\frac{1}{2}$ Million; zweites Jahrhundert 2 Millionen; drittes Jahrh. 5 Millionen; viertes Jahrhundert 10 Millionen; fünftes Jahrh. 16 Mill.; sechstes Jahrh. 20 Mill.; siebentes Jahrh. 28 Mill.; achtes Jahrh. 30 Mill.; neuntes Jahrh. 40 Mill.; zehntes Jahrh. 50 Mill.; elftes Jahrh. 70 Mill.; zwölftes Jahrh. 72 Mill.; dreizehntes J. 81 Mill.; vierzehntes J. 100 Mill.; fünfzehntes J. 152 Mill.; sechszehntes J. 185 Mill.; achtzehntes J. 250 M.; neunzehntes Jahrhundert 260 Millionen Menschen.

— Unter den 256 Päpsten, welche vom heiligen Petrus angefangen bis zu dem jetzt regierenden Pabst Gregor XVI. auf dem heiligen Stuhle saßen, waren: 4 Afrikaner, 1 Burgunder, 1 Candiote, 2 Dalmatier, 6 Deutsche, 15 Franzosen, 1 Galizier, 1 Genueser, 17 Griechen, 1 Engländer, 1 Lothringer.

8 Mailänder, aus dem ehemaligen Herzogthum Mailand, 16 Neapolitaner, 1 Holländer, 2 Piemonteser, 1 Portugiese, 134 Römer und aus dem Kirchenstaate, 1 Sabiner, 2 Sardinier, 4 Sicilianer, 6 Syrier, 4 Spanier, 16 Toskaner, 7 Venetianer und aus der ehemaligen Republik gebürtig. Die durchschnittliche Regierungsdauer der 256 Häupte stellt sich auf etwas mehr als 7 Jahre und 2 Monate.

Räthsel.

— Ein sehr braver, aber armer Jüngling freite um Elisabeth, die Tochter eines reichen Mannes. Der Vater wies sein Gesuch mit dem Bemerkten ab: wenn er sich ein Vermögen erworben, so möge er wieder anfragen.

Der junge Mann schiffte sich in der Verzweiflung nach Ostindien ein, und gelangte dort in wenigen Jahren durch Fleiß und Glück zu einem be-

deutenden Vermögen. Als er sein Vaterland wieder betrat, war ihm der Ruf großer Wohlhabenheit vorausgeleitet, und drang bis zu den Ohren des Vaters seiner Geliebten. Dieser, dessen Vermögensumstände sich sehr zu seinem Nachtheil verändert hatten, bot nun dem vermöglichen seine Tochter an, der ihm aber kurz erwiderte: Er werde in dem Namen seiner Tochter

Elisabeth
958741263.

die Antwort auf sein gütiges Anerbieten finden.

Räthel, was man ohne Feuer brennen sieht,
Dann, was ohne Flügel durch die Lüfte zieht
Und was ohne Füße uns vorüber schießt?

Auflösung der Räthselfragen im vorigen Kalender: 1. Rauchtabac. 2. Weil sie die Hölle im Hause haben. 3. Weil er brod los ist. 4. Weil sie sich mit Weinen beschäftigen.

Tabelle zur Verwandlung der französischen Franken in Gulden.

| St. fl. fr. |
|-------------|-------------|-------------|-------------|-------------|-------------|-------------|--------------|
| 1 — 28 | 15 7 — | 29 13 32 | 43 20 4 | 57 26 36 | 71 33 8 | 85 39 40 | 99 46 12 |
| 2 — 56 | 16 7 28 | 30 14 — | 44 20 32 | 58 27 4 | 72 33 36 | 86 40 8 | 100 46 40 |
| 3 1 24 | 17 7 56 | 31 14 28 | 45 21 — | 59 27 32 | 73 34 4 | 87 40 36 | 200 93 20 |
| 4 1 52 | 18 8 24 | 32 14 56 | 46 21 28 | 60 28 — | 74 34 32 | 88 41 4 | 300 140 — |
| 5 2 20 | 19 8 52 | 33 15 24 | 47 21 56 | 61 28 28 | 75 35 — | 89 41 32 | 400 186 40 |
| 6 2 48 | 20 9 20 | 34 15 52 | 48 22 24 | 62 28 56 | 76 35 28 | 90 42 — | 500 233 20 |
| 7 3 16 | 21 9 48 | 35 16 20 | 49 22 52 | 63 29 24 | 77 35 56 | 91 42 28 | 600 280 — |
| 8 3 44 | 22 10 16 | 36 16 48 | 50 23 20 | 64 29 52 | 78 36 24 | 92 42 56 | 700 326 40 |
| 9 4 12 | 23 10 44 | 37 17 16 | 51 23 48 | 65 30 20 | 79 36 52 | 93 43 24 | 800 373 20 |
| 10 4 40 | 24 11 12 | 38 17 44 | 52 24 16 | 66 30 48 | 80 37 20 | 94 43 52 | 900 420 — |
| 11 5 8 | 25 11 40 | 39 18 12 | 53 24 44 | 67 31 16 | 81 37 48 | 95 44 20 | 1000 466 40 |
| 12 5 36 | 26 12 8 | 40 18 40 | 54 25 12 | 68 31 44 | 82 38 16 | 96 44 48 | 2000 933 20 |
| 13 6 4 | 27 12 36 | 41 19 8 | 55 25 40 | 69 32 12 | 83 38 44 | 97 45 16 | 3000 1400 — |
| 14 6 32 | 28 13 4 | 42 19 36 | 56 26 8 | 70 32 40 | 84 39 12 | 98 45 44 | 4000 1866 40 |

Tabelle zur Verwandlung der französischen Thaler in Gulden.

1 Thaler: 5 Fr., 1 Fr.: 100 Centimes oder 28 fr., 1/2 Fr.: 14 fr., 1/4 Fr.: 7 fr.

St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.
1 2 20	15 35 —	29 67 40	43 100 20	57 133 —	71 166 40	85 198 20	99 231 —
2 4 40	16 37 20	30 70 —	44 102 40	58 135 20	72 168 —	86 200 40	100 233 20
3 7 —	17 39 40	31 72 20	45 105 —	59 137 40	73 170 20	87 203 —	200 466 40
4 9 20	18 42 —	32 74 40	46 107 20	60 140 —	74 172 40	88 205 20	300 700 —
5 11 40	19 44 20	33 77 —	47 109 40	61 142 20	75 175 —	89 207 40	400 933 20
6 14 —	20 46 40	34 79 20	48 112 —	62 144 40	76 177 20	90 210 —	500 1166 40
7 16 20	21 49 —	35 81 40	49 114 20	63 147 —	77 179 40	91 212 20	600 1400 —
8 18 40	22 51 20	36 84 —	50 116 40	64 149 20	78 182 —	92 214 40	700 1633 20
9 21 —	23 53 40	37 86 20	51 119 —	65 151 40	79 184 20	93 217 —	800 1866 40
10 23 20	24 56 —	38 88 40	52 121 20	66 154 —	80 186 40	94 219 20	900 2100 —
11 25 40	25 58 20	39 91 —	53 123 40	67 156 20	81 189 —	95 221 40	1000 2333 20
12 28 —	26 60 40	40 93 20	54 126 —	68 158 40	82 191 20	96 224 —	2000 4666 40
13 30 20	27 63 —	41 95 40	55 128 20	69 161 —	83 193 40	97 226 20	3000 7000 —
14 32 40	28 65 20	42 98 —	56 130 40	70 163 20	84 196 —	98 228 40	4000 9333 20